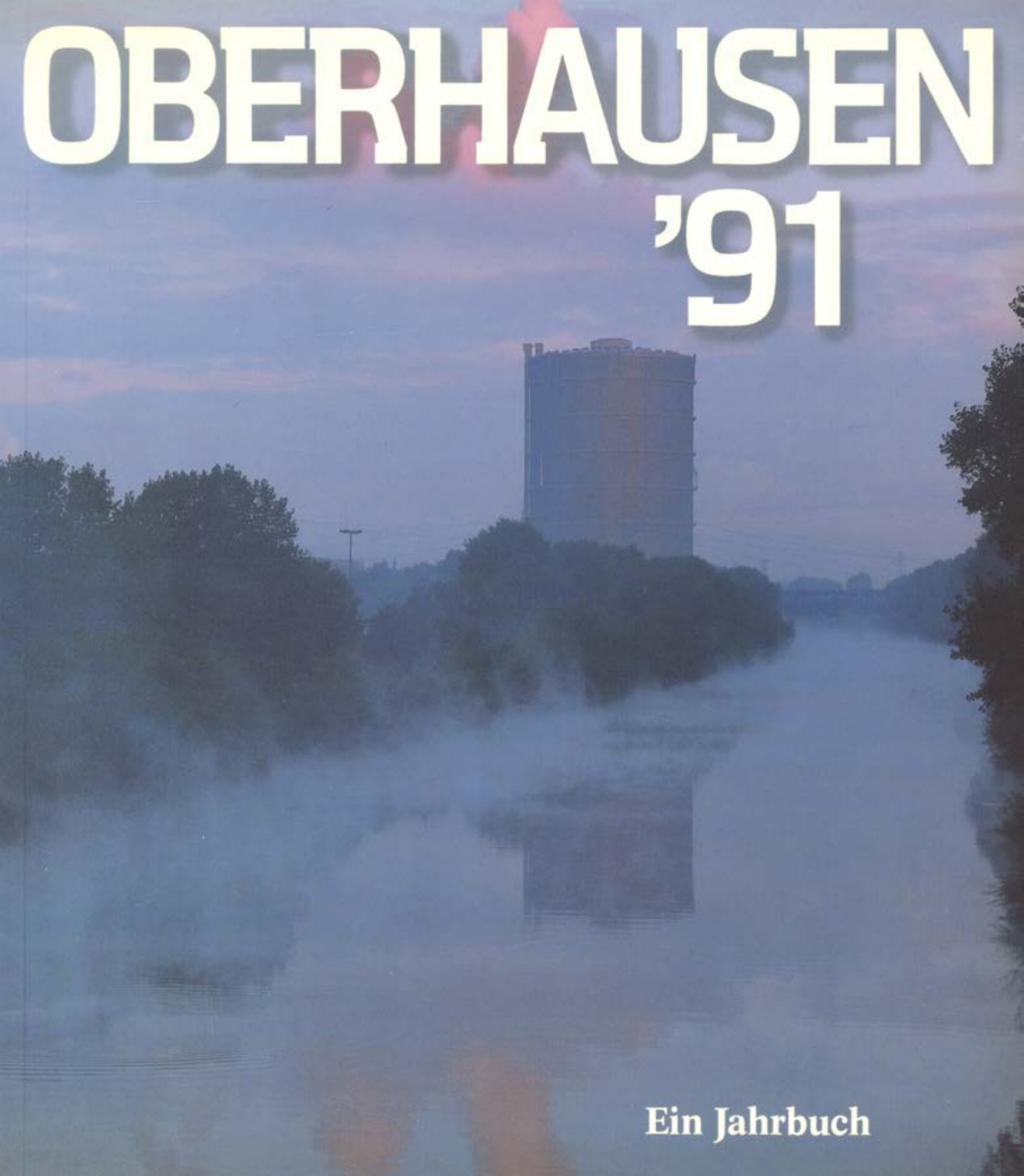


1991

Klaus Feldkeller Lichtbilder / Eine Symphonie in 19 Sätzen	5
Dietrich Behrends 1866: Zeitungssetzerei im Hippenstall / Oberhausener Zeitungsgeschichte	24
Peter Hoffmann Nachahmung erwünscht / Oberhausens schöne Hausfassaden	38
Irmhild Piam City-Look für Innenstadt / Ideen-Wettbewerb	42
Rainer Suhr Von einem Bein zum Tausendfüßler / IHK gestaltet Strukturwandel	46
Klaus Müller Klingende Visitenkarte / Privatfunk rund um die Uhr	53
Hans-Walter Scheffler Es begann auf dem Standesamt / Szenen einer Städte-Ehe	57
Helmut Stoltenberg Alles aus einem Guß / Fitscher, ein traditionsreiches Familienunternehmen	63
„Opportunisten drehen mir den Magen um“ / Heinz Schleußer erzählt	67
Peter Voss Manche mögen's kalt / Eishockey in Oberhausen	73
Michael Hermes Papst Siegfried kreiert Barrenneuheit / Kunst-Turn-Team will in die Bundesliga	77
Bert Giesche Mit Eskimorolle zum WM-Titel / „Gold-Silke“ paddelt auf der Erfolgswelle	81
Nicole Schauerte Fast wie die Großen / Auto-Modell-Rennclub in Alstaden	85
Astrid Knümann Ohne Fleiß kein perfekter Schritt / Tanzszene in Oberhausen	88

Klaus Feldkeller	
Und es bewegt sich doch / Oberhausens Beitrag zum neuen Revierbild	92
Karl Lange	
Alte Eiche wichtiger als neuer Kanal / Ehrenamtlich zum Schutze der Natur	96
Dietrich Behrends	
Hochofenschlacke verdrängte ersten Kommunalfriedhof / 100 Jahre Westfriedhof Lirich	100
Christian Icking	
Das „Bißchen“ gibt es fast 20 000 mal / Ausländische Mitbürger	107
Michael Petrykowski	
„Eintrittsgeld“ für auswärtige Eleven / 125 Jahre Hans-Sachs-Schule	112
Jürgen Gerhardt	
Als die Akten laufen lernten / Geschichte des Stadtarchivs	121
Helmut Kawohl	
Blick zurück auf 1990 / Oberhausener Schlagzeilen	126
Die Szene gestürmt / „S-Club“ der Stadtparkasse	130



OBERHAUSEN '91

Ein Jahrbuch

TITELBILD:

Der erwachende Tag am Gasometer

HERAUSGEBER:

*Plitt Verlag Oberhausen
in Zusammenarbeit mit der Stadt Oberhausen
und mit freundlicher Unterstützung
der Stadtparkasse
© Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck auch auszugsweise nur mit
Genehmigung des Verlages*

KONZEPTION UND REDAKTION:

Helmut Kawohl, Ha-Jo Plitt, Michael Schmitz

GESTALTUNG:

Claus Schneider

FOTOS:

*GHH-Archiv · Ruth Gläser · Frank Goeldner
Gido Grümmer · IHK-Archiv · KVR · Klaus Micke
Markus Möllenberg · Bruno Oberlin · Privatarhive
Hans-Walter Scheffler · Ursula Scherer · Thomas Schmidtke
Stadtarchiv Oberhausen · Thomas Thöne · Thyssen
Jürgen de Waal · WAZ-Archiv · Klaus Werner*

„Licht-Bilder“ Markus Möllenberg

HERSTELLUNG:

*Reproduktionen, Satz und Druck
Graphischer Betrieb Karl Plitt, Oberhausen
Feldstraße 21, Telefon 65 15 09*

November 1990



**VERLAG
OBERHAUSEN**

LICHT BILDER



„Lichter der Großstadt“,
eine Symphonie in 19 Sätzen.

Ouvertüre:

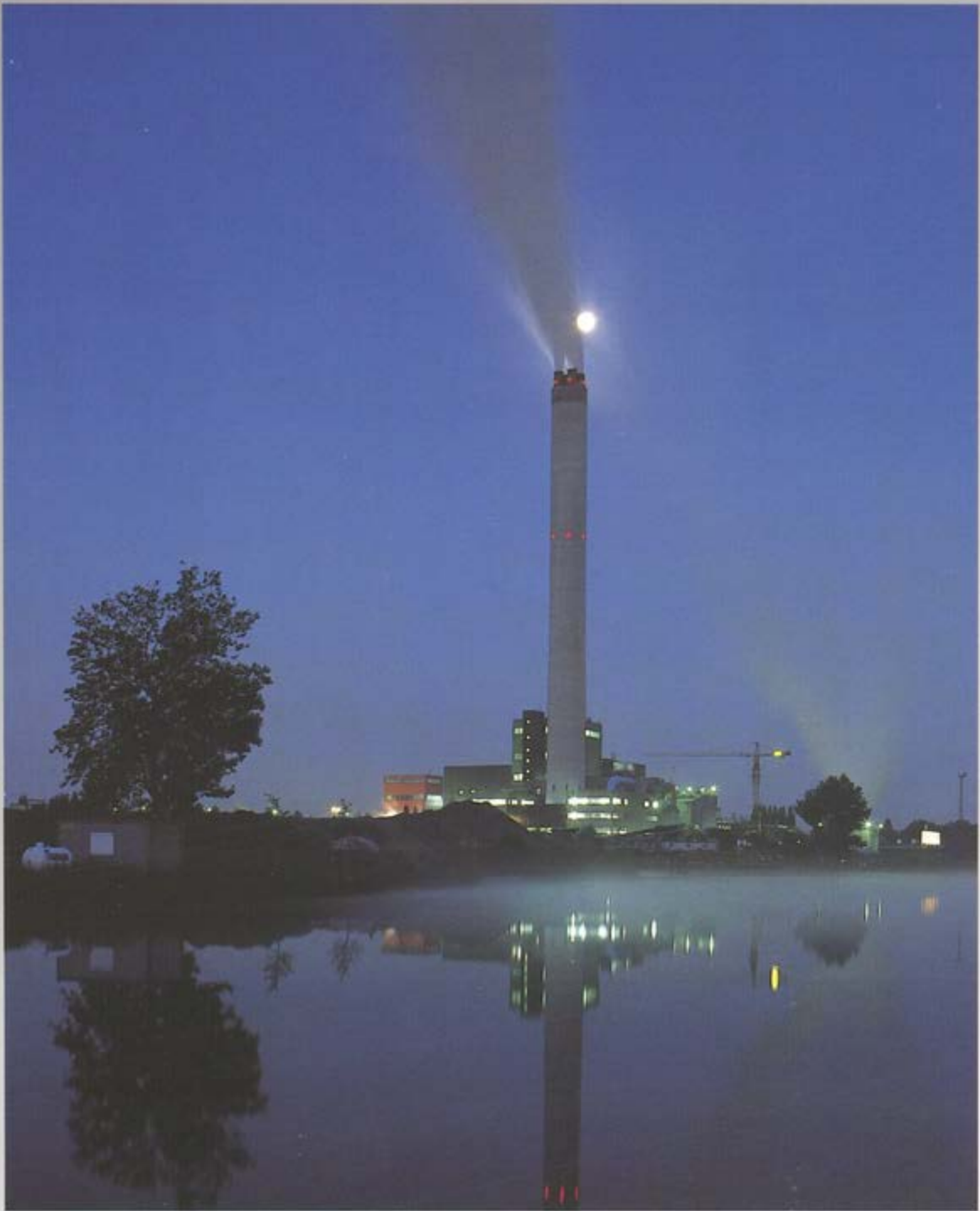
Komponierte der
erwachende Tag am
Gasometer eben noch eine
melancholische Herbst-
sonate. . .



Szenenwechsel: . . . so wölbt sich die Ruhrchemie als funkelnde Kulisse schon in die kristallen-klare Abenddämmerung.



Szenenwechsel: Die „Galerie O.“ ein gastronomischer Komet am Bahnhofsvorplatz, „Lichtern einer Weltstadt“ gleich.



Szenenwechsel: Wahre Berge privaten Wohlstandsmülls
verwandeln sich in Lirich in schlanke Rauchfäden, die ans
nächtliche Firmament fliehen.



Szenenwechsel: Am südlichsten Gestade unserer
Stadt, dem Alstadener Ruhrufer, träumen
arbeitslose Förderbänder in den Abend hinein.



Szenenwechsel: „Spiel’ mir das Lied vom Tod“.
Nur noch spärliches Licht spenden die Scheinwerfer
des Weltalls dem Osterfelder Zechenschacht.



Szenenwechsel: Aus dem idyllischen Kegel der aufgehenden Sonne schöpfen die ehrwürdigen Gemäuer der Vondener Burg Kraft für neues Leben.



Szenenwechsel: Die mächtigen
Teerbau-Elemente brechen eine leuchtende Schneise
ins Schlachtfeld der Wolken.



Szenenwechsel: Sattes Grün steht Spalier
und grüßt die auf den Fluten des Rhein-Herne-Kanals
gen Essen vorbeiziehenden Schiffer.



Intermezzo: Die Abendröte beleuchtet am Autobahnkreuz Oberhausen den Eingang zu unserer Stadt.



Szenenwechsel: Vor Jahrzehnten gebaute
Wohnidylle in Eisenheim bietet Zuflucht vor den
gleißenden Großstadtlichtern.



Szenenwechsel: Licht und Schatten spendet die Formation der Platanen dem Friedensplatz.



Szenenwechsel: An den Rändern des
„schrägen O.“ umfloreten Schwaden des Frühdunstes
die Hauptdarsteller der Natur.



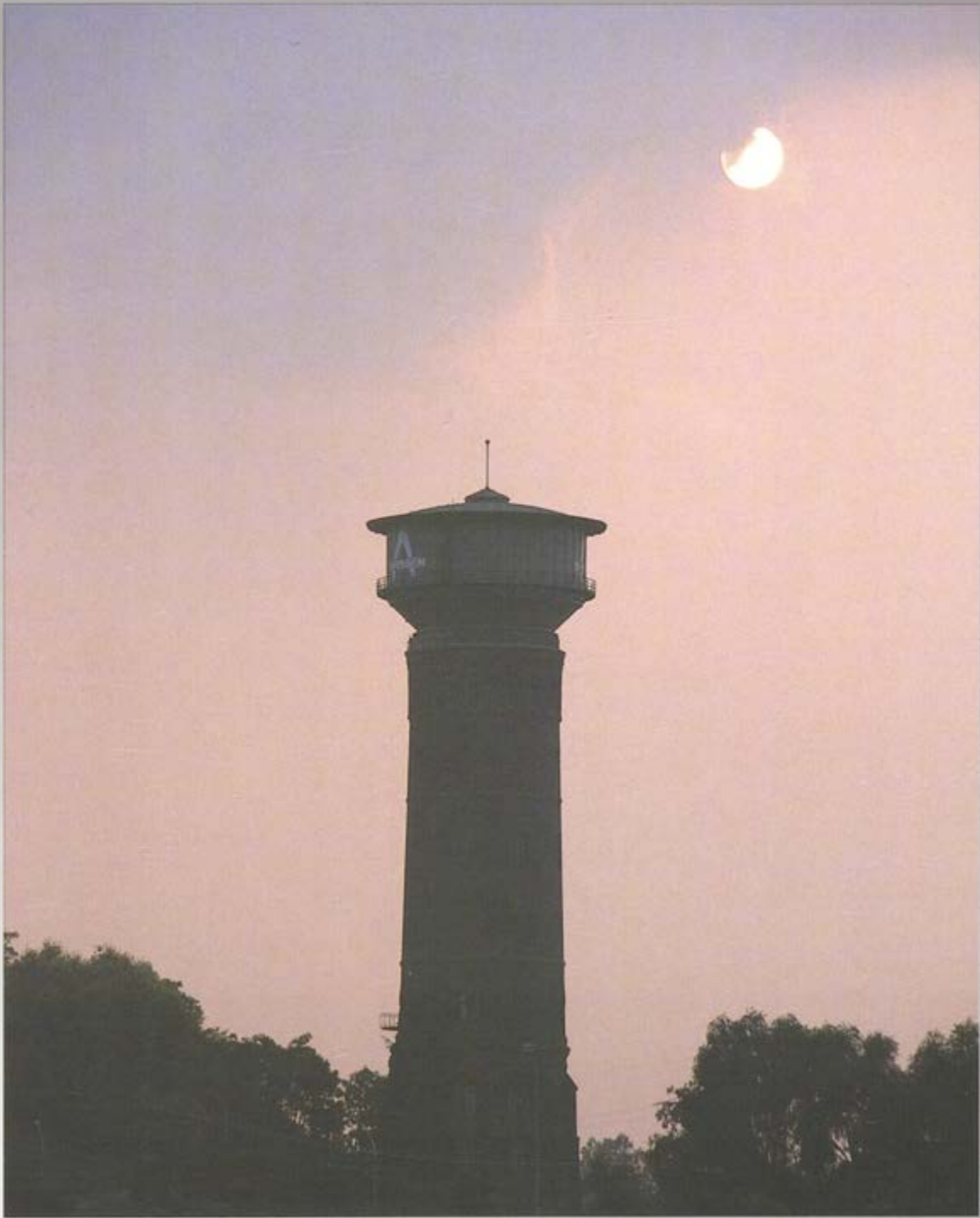
Szenenwechsel: Am Kleinen Markt in Sterkrade
feuert stählerne Kunst ihre
vielfältigen Erfrischungen aus allen Rohren.



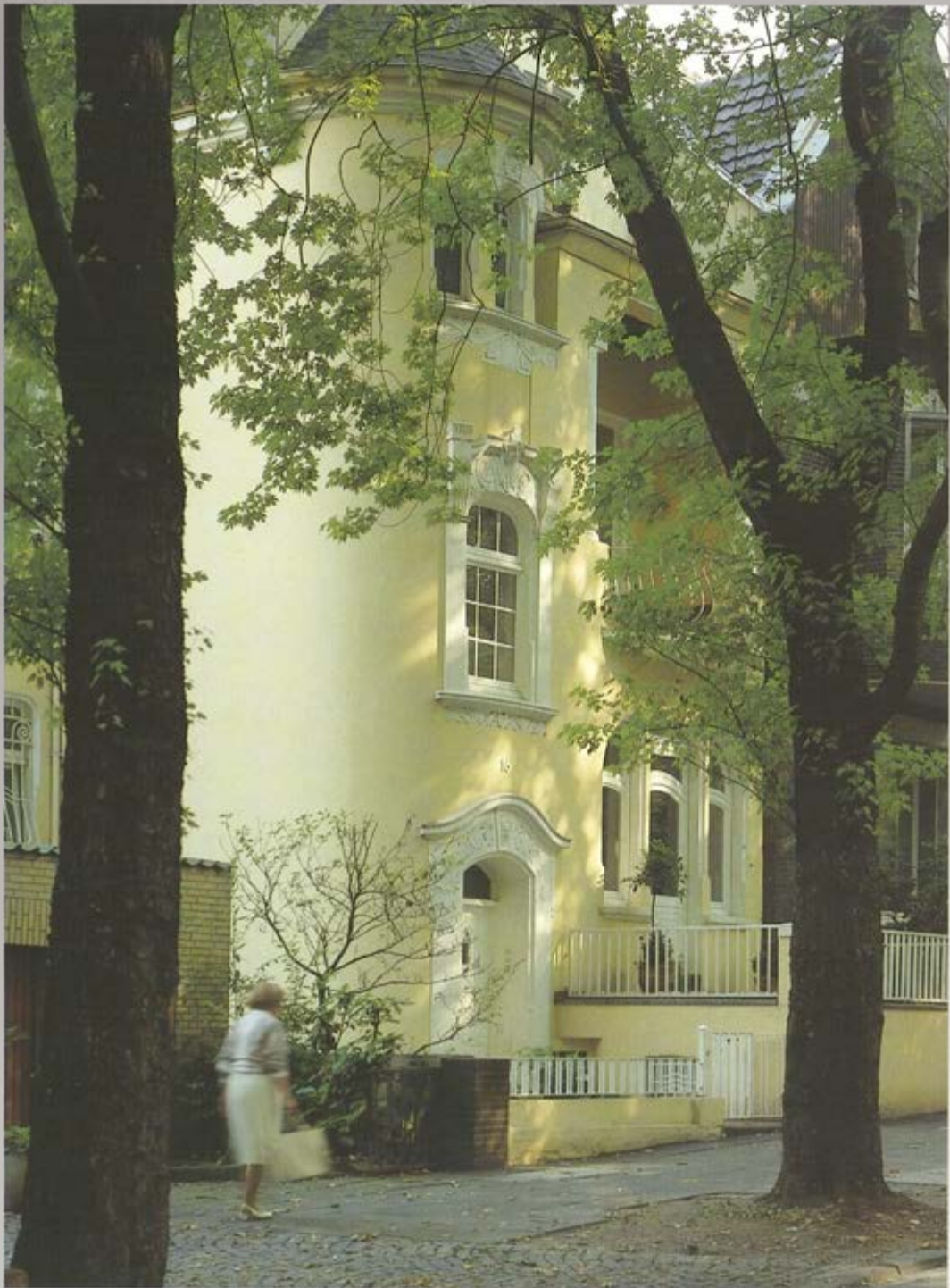
Szenenwechsel: Der Rhein-Herne-Kanal
schwitzt selbst noch unter der schon gezähmten Kraft
der herbstlichen Sonne.



Szenenwechsel: Vom Gasometer aus ein Blick
auf den geplatzten Traum vom
Superhausen-Glimmer.



Szenenwechsel: Über dem ehemaligen
Wasserturm ist ein neues Licht aufgegangen, das
in den Fortschritt leuchtet.



Szenenwechsel: Am Fuße des Galgenberges präsentiert sich eine Dauerausstellung phantasievoller Fassaden.



Finale: Schützend breitet der Engel auf dem
Altmarkt seine Arme aus:
„Ruhet in Frieden, ihr Lichter der Großstadt.“

1866: ZEITUNGSSETZEREI IM HIPPENSTALL

*Erste Großrotation
der MAN stand an der
Gutenbergstraße*

DIETRICH BEHREND

In der Oberhausener Zeitungsgeschichte – ein interessantes, bisher wenig behandeltes Kapitel unserer Heimatgeschichte – gab es vor hundert Jahren ein wichtiges Ereignis: Am 1. Oktober 1891 erschien die erste Ausgabe der „Oberhausener Volkszeitung“. Das Zentrumsblatt gilt als Vorläufer der Ruhrwacht, die 1966 als älteste Zeitung Oberhausens ihr 75jähriges Bestehen feierte, bevor sie ein Jahr später von der Westdeutschen Allgemeinen übernommen wurde. Somit gibt es seit hundert Jahren eine lückenlose Oberhausener Zeitungstradition. Die überaus bescheidenen Anfänge des Pressewesens in unserer Stadt gehen auf die Zeit vor der Gemeindegründung 1861/62 zurück, im Anfang war die Entwicklung aber bruchstückhaft, von Rückschlägen begleitet.

Wie der Bahnhof war auch die erste Oberhausener Zeitung vorhanden, bevor es eine Gemeinde Oberhausen gab. Mit dem „Zentralblatt

für Oberhausen und Umgebung“ eröffnete ein Drucker namens Gustav Krumm 1859 die Oberhausener Zeitungsgeschichte. Daß in dieser Geschichte konfessionelle Gegensätze, die politischen Gegensätzen entsprachen, bis 1933 eine wichtige Rolle spielten, ist heute im Zeichen der Ökumene nur schwer nachvollziehbar. Die „leitenden Herren“ der sich rund um den Bahnhof etablierenden Industrie wie auch der am 1. Februar 1862 in sein Amt eingeführte erste Bürgermeister Schwartz waren betont evangelisch und lasen die national-liberale Ruhrorter Zeitung. Krumm wollte mit seinem Lokalblättchen die katholische Bevölkerung ansprechen. Doch seine Zielgruppe bestand zum größten Teil aus dem sogenannten kleinen Mann, der seine in harter Arbeit sauer verdienten Groschen nicht für bedrucktes Papier ausgeben wollte. Dabei waren die Erwartungen des Druckers äußerst bescheiden gewesen. 500

Abonnenten wollte er auf der Lipperheide gewinnen, er schaffte es nicht. Die erste Zeitungsgründung wurde ein Flop.

Den nächsten Versuch, die Oberhausener mit einer eigenen Zeitung zu beglücken, wagte der Drucker Adolf Spaarmann, evangelisch und liberal. Spaarmann kam aus Moers und eröffnete 1865 im aufstrebenden Industrieort Oberhausen die erste Buchdruckerei, war also der Begründer der Druckerzunft in unserer Stadt. Nach dem Sieg Preußens über Österreich und seine Verbündeten 1866 war die von Bismarck angestrebte deutsche Einheit, die kleindeutsche Lösung, zum Greifen nahe, der Hunger nach Nachrichten groß. Spaarmann wollte diese politische Hochstimmung ausnutzen und brachte Oktober 1866 seine „Niederrheinische Zeitung“ heraus, Erscheinungsweise zweimal wöchentlich. Leser waren liberal oder konservativ gesinnte Oberhausener, soweit sie nicht zur Führungsschicht aus Industrie und Verwaltung gehörten. Die Honorationen blieben zunächst bei der Ruhrorter Zeitung, die mit einem Wirtschaftsteil aufwarten konnte.

„Druckerei am Walde“

Seine zunächst kleine Druckerei richtete Spaarmann an der Ecke Markt- und Mittelstraße, heute Paccellistraße ein, an einer Stelle also, an der es noch heute um Zeitungen geht: Hier befinden sich die WAZ/NRZ-Geschäftsstelle und im Obergeschoß die WAZ-Lokalredaktion. Spaarmann brachte die Zeitungsetzerei in einem früheren Hippenstall unter, den er vergrößerte. Der erste Redakteur hieß Otto Puls. 1868 übersiedelte Spaarmann in einen Neubau an der heutigen Gutenbergstraße am Altmarkt, das Betriebsgebäude mußte schon nach



Im Oberhausen der Zwanziger Jahre – unser Bild zeigt die Marktstraße in Höhe des Altmarktes – gab es eine beachtliche Presse- und damit Meinungsvielfalt. Jede größere Partei hatte ihr eigenes Organ, nur der GA war unabhängig.

wenigen Jahren erweitert werden. Am Altmarkt standen damals nur wenige Häuser, gegenüber der Druckerei war ein Tannenwäldchen. Im Volksmund hieß sie deshalb „Druckerei am Walde“.

Über Spaarmann ist noch mehr zu berichten. Er trat als Verleger volkstümlicher Schriften und sogar eines Konversationslexikons hervor, war ein risikofreudiger, für den technischen Fortschritt aufgeschlossener Unternehmer. Sein Betriebsleiter und Kompagnon war Anton Witzler, der in der Oberhausener Zeitungsgeschichte ebenfalls eine wichtige Rolle spielte. Ihn schickte Spaarmann 1873 nach Wien zur Weltausstellung, auf der die Maschinenfabrik Augsburg, als MAN später ein Konzernunterneh-

men der GHH, eine neue Druckmaschine zeigte, Rotation genannt. Witzler war begeistert von der Maschine, und auf seinen Rat hin kaufte Spaarmann die Rotation in der Absicht, beim Buchdruck die Kosten zu senken. Das damals noch keine 15 000 Einwohner zählende Oberhausen war, wie Chronisten glaubhaft versichern, der erste Ort auf dem europäischen Festland, in dem die neue Rotation, die in ihrer Weiterentwicklung später die Zeitungsproduktion revolutionierte, installiert worden ist.

Eine Zierde des Buchhandels

Spaarmann war auch in der Kommunalpolitik aktiv, er saß in der Stadtverordnetenversammlung und betätigte sich als ehrenamtlicher Beigeordneter. In einem Nachruf auf ihn schrieb das Börsenblatt des deutschen Buchhandels: „Dem deutschen Buchhandel war er eine Zierde“. Aber als Zeitungsverleger hatte er kein Glück gehabt. Als mit dem Sieg bei Sedan über die Franzosen und der Gefangennah-



Oberhausens „Pressezentrum“ am Altmarkt in den 20er Jahren: Links das General-Anzeiger-Haus, wie es bis zur Bombardierung im Zweiten Weltkrieg ausgesehen hat, rechts an der Gutenbergstraße das langgestreckte zweigeschossige Haus des Verlages Rich. Kühne Nachf., der die „Oberhausener Zeitung“ herausgab. Hier hatte schon Adolf Spaarmann ab 1868 sein Lokalblättchen gedruckt. Heute sind an beiden Häusern die Spuren ihrer einstigen Bestimmung verwischt.

me Kaiser Napoleon III. 1870 das Interesse der Oberhausener Patrioten an den Kriegsnachrichten erlahmte, sah Spaarmann sich veranlaßt, seine Niederrheinische Zeitung einzustellen. Im Jahr 1874, als Oberhausen Stadt wurde, versuchte es ein Buchhändler und -drucker namens Karl Kühler aus Wesel mit einer nationalliberalen Zeitung, die er „Oberhausener Zeitung“ nannte.

Als sein Bemühen scheiterte, auch in der katholischen Bevölkerung Fuß zu fassen, mußte er aufgeben. Nicht anders erging es einem Ruhrorter Verleger, der 1874 ebenfalls eine Zeitung mit Oberhausener Nachrichten anbot.

Bis zur nächsten Zeitungsgründung in Oberhausen vergingen zwölf Jahre. Unsere Stadt zählte inzwischen rund 20000 Einwohner, als am 1. Oktober 1886 die erste Ausgabe einer „Neuen Oberhausener Zeitung“ erschien. Herausgeber waren Anton Witzler und sein Kompanjon Fedor Bauer, die 1875 die Spaarmannsche Druckerei übernommen hatten. Aber schon 1887 verkauften Witzler und Bauer, die mit ihrer Ruhrorter Filialzeitung in Schwierigkeiten geraten waren, Druckerei und Zeitung an Richard Kühne. Nach dessen Tod 1902 nannte sich das Unternehmen Richard Kühne Nachfolger, das konservative Blatt kam ab 1. Januar 1918 wieder unter dem Titel „Oberhausener Zeitung“ heraus. Gedruckt wurde nach wie vor auf der von Spaarmann angeschafften, 1923 zugleich mit dem Betriebsgebäude an der Gutenbergstraße erweiterten Rotationsmaschine. Im Verlag erschienen auch die Sterkrader Zeitung und die Osterfeld-Bottroper Zeitung. Redakteur für Oberhausen und Osterfeld war Hans Jacobs, für Sterkrade Wilhelm Eisele.

In einer Festschrift von 1925 zum 60jährigen Bestehen der auf Spaarmann zurückgehenden Firma wird festgestellt: „Die Verlagsdruckerei Rich. Kühne Nachf. ist die weitgrößte Buchdruckerei in der Stadt Oberhausen. Sie besitzt 15 moderne Druckmaschinen und beschäftigt mehr als 65 Personen. Außerdem sind 60 Zeitungsbotinnen angestellt. Sie wird zur Zeit von dem Geschäftsführer Max Mura geleitet.“



Die national und konservativ gesinnten Sterkrader lasen vor der Eingemeindung nach Oberhausen ihre „Sterkrader Zeitung“, die von dem Oberhausener Verlag Richard Kühne Nachfolger, Gutenbergstraße, herausgegeben wurde. Sterkrader Redakteur war Wilhelm Eisele. Hier der Kopf der „Festschrift zur 1000-Jahrfeier der Rheinlande“ aus dem Jahr 1925.

Dekorativ gestaltet: die Aufschlagseite der Festschrift „50 Jahre Stadt“ des General-Anzeigers aus dem Jahr 1924. Die im Duisburger Karl-Lange-Verlag erscheinende Zeitung konnte mit dem Stadtjubiläum das 20jährige Bestehen ihrer Oberhausener Ausgabe feiern.

Ab 1932 erschien die Zeitung von der Gutenbergstraße als „Ruhr- und Emscherzeitung“ und ab 1. Januar 1934 – inzwischen bestimmten die Nazis die Richtung auch im Pressewesen – bis 1941 als „Rhein- und Ruhrzeitung“, jetzt aber im Verlag Reismann-Grone in Essen, Sachsenstraße. Damit verschwand der von Adolf Spaarmann 1869 begründete Standort Gutenbergstraße aus der Oberhausener Zeitungsgeschichte.

Von der Geistlichkeit unterstützt

Nun noch einmal zurück zu jenem Anton Witzler, der die konservative „Neue Oberhausener“ mit Druckerei an Kühne verkaufte. Das war nicht das Ende des Zeitungsverlegers Witzler. Der einstige Spaarmann-Adlatus, der sich auf der Wiener Weltausstellung für die erste MAN-Rotation begeistert hatte, stellte sich 1890 eine neue Aufgabe: Für die 17 000 Katholiken in der jetzt 25 100 Einwohner zählenden aufstrebenden Industriestadt eine Zeitung zu schaffen, die – so ein Chronist – „konfessionell auf dem Boden des Katholizismus stand und deshalb von der Geistlichkeit unterstützt wurde, die politisch den Standpunkt des Zentrums vertrat und daher in dieser Partei einen Rückhalt fand, die aber darüber hinaus noch eine besondere lokale Note haben sollte, in Oberhausen gedruckt wurde und für Oberhausen bestimmt war.“ Die „Oberhausener Volkszeitung“ – so hieß die neue Zeitung – sollte als Gegengewicht zu der nationalliberalen Honorationspresse ein Blatt für die einfache katholische Bevölkerung sein. Ein Jahr später folgte der Sterkrader Buchdrucker Wilhelm Osterkamp mit einer „Sterkrader Volkszeitung“ und wenig später mit einem „Osterfelder Stadtanzeiger“. Osterkamp wollte mit seinen Blatt-

gründungen die Einigkeit innerhalb der Zentrumspartei stärken und die sozialpolitischen Ideen dieser katholischen Partei propagieren. Durch die Anschaffung einer neuen Rotation konnte Osterkamp sein Sterkrader Zentrumsblatt bis auf 14 Seiten erweitern. Man sieht: Auf dem Zeitungsmarkt im heutigen Stadtgebiet ging es früher recht lebhaft zu.

Ein Spitzwegidyll

Über den Witzler'schen Zeitungsbetrieb gibt es folgende Schilderung: „Der Betrieb muß ein Spitzwegidyll gewesen sein: mit einem in Ehren ergrauten Herrn, einer mächtigen Redaktionsschere und einer mit Zeitungsausschnitten wohlgefüllten Zigarrenkiste. Diese Kiste war das Tischleindeckdich des Redakteurs und füllte Lücken aktueller Stoffgestaltung mit Erbaulichem, Heiterem oder Lehrreichem. Fand die Redaktionsschere einen neuen Ausschnitt, so wurde dieser obenauf in die Kiste gelegt. Am Fleiß und an den drucktechnischen Fähigkeiten des Anton Witzler ist nicht zu zweifeln. Die Einrichtung der ersten Großrotationsmaschine auf europäischem Festland war sein Werk, auch die erste in Oberhausen aufgestellte Linotype-Setzmaschine, die noch aus Amerika importiert werden mußte, stand in der Setzerei der Oberhausener Volkszeitung.“

Trotz allen Fleißes konnte sich der alternde Verleger auf dem Oberhausener Zeitungsmarkt nur schwer behaupten. Am Ende des ersten Weltkrieges zählte Oberhausen (ohne Sterkrade und Osterfeld, die noch selbständig waren) bei 100 000 Einwohnern 61 500 Katholiken, von denen aber nur 3000 Bezahler der Volkszeitung waren. Der katholische Journalist Bernhard Kemper: „Katholische Zeitungen

waren damals nach innen gerichtete, meist akademisch volksfern geschriebene, langweilig aufgemachte, ziemlich belanglose Organe.“ Um diesen Zustand zu beenden, gründeten im Dezember 1918, in einer politisch unruhigen, von Revolutionswirren als Folge des verlorenen Krieges gekennzeichneten Zeit etwa 50 engagierte Oberhausener Katholiken die „Volksblatt-AG“. Mit dabei waren Rechtsanwalt Faßbender, der als Zentrumspolitiker in der Oberhausener Kommunalpolitik eine Rolle gespielt hat, der spätere Oberbürgermeister Otto Pannenbecker und Dechant Broers, von dem der Vorschlag für den neuen Zeitungstitel stammt: „Ruhrwacht“.

Den Geschäftsführer ließ man aus Hamburg kommen. Es war der Druckerei-Betriebsleiter Jakob Pötz, mit dem die junge Gesellschaft einen guten Griff getan hatte. Der Mann von der Alster brachte frischen Wind in den Oberhausener Blätterwald. Die erste Ausgabe erschien am 1. Februar 1919 bereits mit dem von Pötz sorgfältig ausgesuchten Kopf, wie ihn alte Ruhrwacht-Leser noch in Erinnerung haben. Mit ihrer im Vergleich zu der damals üblichen langweiligen Zeitungsgestaltung flotten Aufmachung – drei- bis vierspaltige Überschriften, kürzere Texte, verschiedene Buchstabentypen und Fettdruck – erregte das neue Blatt die Aufmerksamkeit der Branche. Gegen den Widerstand erkonservativer katholischer Kreise, in denen man dem braven Herz-Jesu-Blättchen nachtrauerte, konnte Pötz die Auflage bis 1927 fast verdoppeln.

Klangfarbe rau und hart

Wie ihre Vorgängerin bezeichnete sich die Ruhrwacht als katholische Zeitung, bekannte sie sich politisch zum Zentrum. Aber diese

Partei vereinigte in sich Monarchisten und Republikaner, ihre Anhänger an der Ruhr sahen die politischen Probleme oft anders als die Bauern im Münsterland. „Auf die Klangfarbe kam es an“, heißt es in einer Arbeit über den Pötz-Verlag, „und die war an der Ruhr rau und hart unter Tuchföhlung nach links.“ Es gab Schwierigkeiten mit dem rechten Zentrumsflögel, aber Pötz hielt unverdrossen an seiner Linie und, Protesten zum Trotz, als Pragmatiker an seinem evangelischen Prokuristen fest, was bei den damaligen konfessionellen Gegensätzen nicht selbstverständlich war.

Der Unternehmer Jakob Pötz dehnte sein Betätigungsfeld als Verleger bald weit über die Grenzen unserer Stadt aus. Die Ruhrwacht wurde zur Keimzelle eines Zeitungskonzerns, den Pötz bis Anfang der 30er Jahre durch Übernahme von Zeitungen in Mülheim, Düsseldorf, Krefeld und Köln aufbaute. Mit dem Bau des Ruhrwachthauses leistete der erfolgreichste Oberhausener Verleger einen wichtigen Beitrag zur Stadtentwicklung. Der erste Bauabschnitt, das eigentliche Verlagsgebäude, wurde 1926, der Warenhausteil (Tietz, später Kaufhof), zwei Jahre später fertiggestellt. Der architektonisch bemerkenswerte Gebäudekomplex galt damals als höchster Privatbau im Ruhrgebiet. 1978 von der Stadt erworben und gründlich umgebaut, beherbergt der Bau heute als Bert-Brecht-Haus u. a. die VHS und die Stadtbücherei. Der Oberhausener Neubau änderte aber nichts an der Tatsache, daß sich das Schwergewicht der Vereinigten Verlagsanstalten (VVA), so die Firmierung des Pötz-Unternehmens, nach Düsseldorf verlagerte, wo 1931 mit dem Aufbau einer Zentralredaktion be-



Groß-Oberhausen
MITTWOCH, DEN 26. FEBRUAR 1931

Dr. Heuser-Sterkrade zum Oberbürgermeister von Groß-Oberhausen gewählt.

Ein Schuldezernent, der im Rufe eines Freimaurers steht.

Katholische Stadtverordnete der Wirtschafspartei und der Rechten geben ab zum „Freimaurer“ und einem Sozialisten den Vorschlag in der Stadtwahl mit einem katholischen Beigeordneten. — Das unnatürliche Bündnis zwischen Sozialdemokratie und den Rechtsparteien bringt den Zentrumskandidaten Dr. Rejendahl zu Fall. — Sechs befohlene Beigeordnete gewählt. — Nach kein Bürgermeister.

Ein historisches Ereignis: die Wahl des ersten Oberbürgermeisters und Beigeordnetenkollegiums von Groß-Oberhausen nach der Städtezusammenlegung. In der Ruhrwacht-Ausgabe vom 26. Februar 1931 lassen die Unterzeilen der Hauptüberschrift erkennen, daß die Wahl nicht nach Wunsch der Zentrumsparlei verlief, die in der Stadtverordnetenversammlung die stärkste Fraktion bildete. Mit dem Schuldezernenten, „der im Rufe eines Freimaurers steht“, war der Sterkrader Schulrat Dr. Schnöring, evangelisch, gemeint.



Mit dem Bau des Ruhrwachthauses (heute Bert-Brecht-Haus) leistete der Verleger Jakob Pötz in den 20er Jahren einen wichtigen Beitrag zur Oberhausener Stadtentwicklung. Das eigentliche Verlagsgebäude links wurde 1926, der Warenhausteil 1928 fertiggestellt.

Der erfolgreichste Oberhausener Verleger richtete aber die Zentrale seiner Vereinigten Verlagsanstalten (VVA) in Düsseldorf ein. Unser Bild stammt aus dem Anfang des Dritten Reiches, die Hakenkreuzfabne auf dem Dach konnte das Warenhausunternehmen Tietz nicht vor der „Arisierung“ bewahren.

gonnen wurde und die Konzernspitze ihren Sitz nahm. Wie alle Tageszeitungen erschien die Ruhrwacht damals siebenmal in der Woche, also auch sonntags, für die Zeitungsleute gab es praktisch keinen freien Tag. Der Bezugspreis betrug 1925 zwei Mark monatlich, die Einzelnummer war für 15 Pfennig zu haben.

Die Propaganda schlug Purzelbaum: Erste Seite der Ausgabe vom 10. April 1938 der Ruhrwacht-Nachfolgezeitung „Der Neue Tag“ mit Aufruf an die Leser zur Teilnahme an der „Volksabstimmung“ über den Anschluß Österreichs an das Reich. In den Vereinigten

Verlagsanstalten (VVA) hatten ab 1934 die Nazis das Kommando übernommen. Verleger Pötz wurde bis 1936 in seinem eigenen Unternehmen als „Direktor“ geduldet. 1935 mußte die Ruhrwacht ihren Namen opfern.

SA-Leute in der Redaktion

Die Ruhrwacht-Schlagzeile der Ausgabe vom 31. Januar 1933 lautete sachlich-schlicht: „Kabinett Hitler gebildet“. Damit begann ein düsteres Kapitel auch der Oberhausener Zeitungsgeschichte. Schon einen Tag später dröhnten spät-abends Stiefel auf der Treppe und auf den Fluren des Ruhrwachthau-

ses. Ein Trupp SA- und SS-Leute, angeführt vom Oberhausener Redaktionsleiter des Nazi-Organs „National-Zeitung“, stürmte in das Zimmer der Chefredaktion. Die Eindringlinge legten einen Revolver auf den Chefschreibtisch und verlangten, alle Textabzüge vor dem Druck zu lesen. Diese Szene wiederholte sich zwei Wochen lang Abend für Abend, bis den örtlichen NS Zensoren die Sache zu lästig und die Aktion abgebrochen wurde. Am 28. September 1933 sprachen die neuen Machthaber ein erstes Verbot gegen die Ruhrwacht aus.

Den entscheidenden Schlag gegen die „bürgerliche“ Presse leiteten die Nazis 1934 ein. Der für die Presse zuständige Reichsleiter Amann gründete Auffanggesellschaften, die mißliebige Zeitungen zu übernehmen und ideologisch „auf Vordermann“ zu bringen hatten. In den Vereinigten Verlagsanstalten machte sich die VERA breit, die für christlich orientierte Zeitungen zuständige NS-Tarngesellschaft. Um die katholischen Leser nicht zu erschrecken, erfolgte die Machtübernahme im Pötz-Konzern und im Oberhausener Ruhrwachthaus in Etappen. Der Verleger und Herausgeber wurde in seinem eigenen Unternehmen noch bis 1936 als „Direktor“ geduldet. Sein Oberhausener Redaktionsleiter Bernhard Kemper mußte sich einem SS-Chefredakteur unterwerfen, 1937 aber seinen Schreibtisch im Ruhrwachthaus räumen. Als stellvertretender Hauptschriftleiter hielt Arno Ottlik die Stellung. 1935 verlor die Ruhrwacht ihren Titel, sie wurde in „Der Neue Tag“ umbenannt. Am 31. Mai 1941 überraschte die Zeitung ihre Leser mit folgender Verlautbarung: „Mit dem heutigen Tag stellt ‚Der Neue Tag‘ das Erscheinen ein.“



Er dient damit einer im Zuge der Zeit notwendig gewordenen Zusammenfassung und Vereinfachung des deutschen Zeitungswesens.“ Die „Vereinfachung“ bestand in diesem Fall darin, daß den Lesern die National-Zeitung zugestellt wurde. Die Ruhrwacht-Tradition war damit aber nicht für immer ausgelöscht.

Als das evangelische Gegenstück zur katholischen Ruhrwacht galt der 1904 gegründete „General-Anzeiger für Oberhausen, Sterkrade, Osterfeld, Bottrop und Umgebung“. In diesem reichlich umständlichen Titel kommt eine interessante Tatsache zum Ausdruck: Das Verbreitungsgebiet Oberhausener Zeitungen erstreckte sich bis in die Provinz Westfalen hinein, zu der bekanntlich bis zur Eingemeindung auch Osterfeld gehörte. Der Raum Bottrop/Gladbeck und die Randgebiete des Münsterlandes bildeten vor dem zweiten Weltkrieg Oberhausens publizistisches Hinterland, eine Situation, von der vor allem das Oberhausener Geschäftsleben profitierte. Diese Verbindung ist nach dem zweiten Weltkrieg abgebrochen.

Zeitungsdruck im Schaufenster

Am 1. April 1901 war Oberhausen Stadtkreis geworden und hatte damit den höchsten Grad kommunaler Selbständigkeit erreicht – eine gute Startchance für die neue Zeitung, die im Duisburger Carl-Lange-Verlag erschien. Die Wiege des Oberhausener General-Anzeigers (GA) stand im Eckhaus Markt und Wörthstraße. Die Rotation war im Schaufenster an der Marktstraße untergebracht, die Passanten konnten den Zeitungsdruck von der Straße aus beobachten, für Oberhausen eine kleine Sensation. Schon nach kurzer Zeit erfolgte der

Umzug zum Altmarkt. Das GA-Gebäude an der Südseite des Platzes entwickelte sich in der Zeit, als es noch kein Radio gab, zu einem wichtigen Informationszentrum. War die politische Lage gespannt, strömten die nachrichtenhungrigen Bürger herbei. So kam es auch in den Wochen vor Ausbruch des ersten Weltkrieges vor dem Gebäude zu Menschenansammlungen. Rudolf Huhn, der erste GA-Redakteur, sah sich veranlaßt, vor die Menge zu treten und die wichtigsten Telegramme aus Berlin – bei den damals bescheidenen technischen Hilfsmitteln der Zeitungsleute war das Telegramm wichtigster Nachrichtenübermittler – zu verlesen. „Nicht ohne anschließend ein Hoch auf Kaiser Wilhelm II. und Kaiser Franz Josef auszubringen“, wie die Zeitung am nächsten Tag berichtete.

Im „Wirtschaftlichen Heimatführer Rheinprovinz“ von 1917 wird der Oberhausener GA wie folgt gelobt: „Als maßgebliche Zeitung gilt hier heute der General-Anzeiger, dessen Verbreitungsbezirk die rheinischen Städte Oberhausen und Sterkrade sowie die westfälischen Gemeinden Osterfeld, Bottrop und Gladbeck umfaßt, mit ihrer Umgebung ein Siedlungsgebiet von 300 000 Einwohnern. . . Besondere Pflege läßt sich das Blatt den Angelegenheiten der Heimat angedeihen, mag es sich um die Förderung des Heimatgefühls oder um das maßgebliche Urteil in den öffentlichen Gemeindeangelegenheiten handeln. Daß auch Geist und Gemüt in dem Blatt Nahrung finden, versteht sich bei einer Zeitung von gutem Ruf von selbst. Sorgfältig durchdacht und in schöne, klare Sprache gefaßt, gelangt der Stoff in

Wie die anderen Oberhausener Zeitungen erschien der General-Anzeiger nicht nur im heutigen Stadtgebiet

– diese Eigenanzeige stammt aus der Zeit vor der Bildung von Groß-Oberhausen –, sondern auch in Bottrop

und Gladbeck. 1917 wird die Einwohnerzahl des GA-Verbreitungsgebietes mit 300 000 angegeben.



die vorzüglich ausgestattete Zeitungsdruckerei, wird mit der Setzmaschine in Blei gegossen und auf mächtiger, 32seitiger Zweifarben-Rotationsmaschine neuester Konstruktion in 23 000facher Auflage gedruckt. Von 120 eigenen Boten und von Postbriefträgern wird dann das Blatt täglich in die Häuser getragen, wo es als Diener, Freund und Lehrer bei hoch und nieder und allen Behörden freundlich aufgenommen wird.“

Endete am Galgen in Plötzensee

Zwischen den beiden Weltkriegen sorgten Journalisten von Format dafür, daß der GA seinen guten Ruf weiter festigen konnte. Die interessanteste Persönlichkeit, die im Haus am Altmarkt gewirkt hat, war Erwin Gehrts, der 1924 die Redaktionsleitung übernahm und in einer GA-Sonderbeilage wie folgt charakterisiert wird: „Er war der Typ des Kämpfers, hochbegabt und ein brillanter Stilist, aber es war ihm auch von seiner Natur vorgeschrieben, alle Probleme der Zeit mit dem vollen Maß seiner journalistischen Leidenschaft zu messen. Er mußte den Dingen immer bis auf den Grund gehen. Das Schicksal verurteilte ihn zum Untergang, als er in den großen Wirbelsturm der Zeit geriet.“ Als die Braunhemden auch in Oberhausen zu trommeln begannen, stürzte sich Gehrts in die politische Auseinandersetzung, trat in öffentlichen Veranstaltungen als Redner auf, legte er sich mit dem Essener Obernazi Terboven an. Der Journalist Gehrts konnte sein politisches Temperament nicht zügeln, mißachtete die Verpflichtung, die Zeitung nicht unter parteipolitische Beeinflussung geraten zu lassen. Der Verlag sah sich deshalb 1932 veranlaßt, sich von ihm zu trennen. Bei der Wiederaufrüstung

ließ sich der Fliegeroffizier aus dem ersten Weltkrieg reaktivieren, in Görings Luftwaffe machte er rasch Karriere. 1942 saß er als Oberstleutnant und Abteilungsleiter mit wichtigen Funktionen im Reichsluftfahrtministerium. Vom Nationalsozialismus tief enttäuscht, wurde der national und konservativ eingestellte Gehrts ein erbitterter Gegner Hitlers – und das mit allen Konsequenzen. Er schloß sich dem Widerstandskreis und Spionagering Rote Kapelle an, wurde zum Tode verurteilt und endete 1943 am Galgen in Plötzensee.

Gehrts' Nachfolger am Altmarkt war für vier Jahre Dr. Junge, eigentlich ein Feuilletonist, der sich nach Kräften um die Förderung des Oberhausener Kulturlebens bemühte, ihm wertvolle Anregungen gab. Dessen Nachfolger Dr. Funk – er kam aus dem Duisburger Verlagshaus – war ebenfalls künstlerisch vielseitig interessiert. Er ging 1943 nach Mannheim, war nach dem Krieg stellv. Generalintendant der Bühnen von Mönchengladbach und Rheydt und bewarb sich 1950 um den Oberhausener Intendantenposten sowie später um die Stelle des Kulturdezernenten.

„Beispielloser Tiefstand“

Mit Hitlers Machtübernahme begannen auch für den GA schwere Zeiten. Goebbels ließ eine freie Meinungsäußerung nicht zu, Zeitungen, die nicht parierten, wurden zur Rechenschaft gezogen. Paul Huppers, seit 1928 Mitglied der Oberhausener GA-Redaktion, hat die Nazizeit wie folgt erlebt: „Bis 1935 gab es für geschickte und mutige Redakteure noch einige wenige Möglichkeiten, den Leser wissen zu lassen, daß sie sich nicht mit dem identifizierten, was sie zu schreiben gezwungen waren. Es wurde an die Fähigkeit des Lesers appelliert, zu

lesen und zu erkennen, was zwischen den Zeilen stand, oder aus bestimmten Formulierungen seine Rückschlüsse zu ziehen. Der GA hat dies wie übrigens viele andere Zeitungen in Deutschland getan. Seine Redakteure wußten, daß sie damit Risiken zu übernehmen hatten, und tatsächlich ist der GA zweimal verboten worden, gegen zwei seiner Redakteure wurden Verfahren vom Berufungsgericht für Journalisten durchgeführt, das von NS-Redakteuren beherrscht wurde. Den Beschuldigten drohte ein hartes Urteil: Totales Berufsverbot. Da sie Fürsprecher fanden, die ein offenes Wort zu sprechen wagten, kamen die beiden GA Redakteure mit Verweisen davon. . . Der Journalismus in Deutschland erreichte, weil ihm die eigene freie Urteilsbildung genommen war, einen beispiellosen Tiefstand.“ Der damalige GA- und spätere WAZ-Redakteur Martin Wolff erinnerte sich: „Was von uns verlangt wurde, war geistige Prostitution.“ Der GA blieb aber von der Goebbels'schen Pressekonzentration verschont und konnte bis März 1945 erscheinen.

„Der Reichstag brennt“

Über die Pressevielfalt, wie sie bis 1933 in unserer Stadt bestanden hat, kann man sich heute nur wundern. Die konservative „Oberhausener Zeitung“ (später Ruhr-Emscher-Zeitung) von Bauer und Witzler aus der Gutenbergstraße ist schon erwähnt worden. Die SPD-Mitglieder lasen ab 1. Januar 1919 die „Volksstimme, sozialdemokratisches Organ für die Wahlkreise Duisburg, Mülheim / Oberhausen / Hamborn und Moers / Rees“. Die Schriftleitung saß in Duisburg, die Oberhausener Geschäftsstelle befand sich in der Moltkestraße (heute Hermann-Albertz-Straße), Ecke Stöckmannstraße. Ab 1. Oktober 1929 kam das



Im Dritten Reich sackte auch der Oberhausener Journalismus auf einen erschreckenden Tiefpunkt ab. Mit dieser „Karikatur“ illustrierte die National-Zeitung im Lokalteil einen Hetzbericht über die Abreise von 40 aus unserer Stadt geekelten Juden nach Polen. Auszüge aus dem Text: „Einige bekannte ‚Zierden‘ der jüdischen Rasse befinden sich unter den Auswanderern, an der Spitze Jud Liebermann von der Marktstraße... Jud Schnitzer, ebenfalls eine zweifelhafte Leuchte des heimischen Geschäftslebens, schloß sich dem Transport an, nicht zu vergessen auch Jud Kalman Horowitz von der Friedrich-Karl-Str. Das mauschelnde Gesindel, das in seiner angeborenen Frechheit nach wie vor in Deutschland seine Geschäfte zu machen versuchte, sammelte sich mit Sack und Pack vor der Polizeiwache an der Josef-Goebbels-Straße, da unter polizeilicher Aufsicht die Abreiseformalitäten zu regeln waren.“

kopf Neuß wird erbittert gekämpft.“

Als die Front näher an das Ruhrgebiet vorrückte, wurde die Zeitungsproduktion im Bombenhagel und in den Trümmern immer schwieriger. Am 10. März 1945 mußte der gräfliche Hauptschriftleiter der NS-Zeitung kapitulieren. Die National-Zeitung wurde mit der Essener Allgemeinen Zeitung zu den „Essener Nachrichten“ vereinigt. Schlagzeile der auf Flugblattformat geschrumpften Ausgabe vom 28. März: „Totale Räumung von Essen angeordnet“. Für Lokales zuständiger Redakteur war Gerhard Steinhauer, früher beim GA Oberhausen tätig gewesener Sohn des verdienstvollen Oberhausener Musikdirektors Karl Steinhauer. Dem Journalisten Steinhauer fiel die undankbare Aufgabe zu, der Bevölkerung den Wahnsinnsbefehl des zuständigen Reichsverteidigungskommissars zu erläutern und zu begründen: „Der Boden unserer Heimat kann in kurzer Frist Kampfgebiet sein.“ Der Oberhausener Norden war es zu diesem Zeitpunkt bereits: Am 27. März erreichten die Amerikaner Holten, Schmachten-dorf und Königshardt. Die ersten Zeitungen der Alliierten fielen vom Himmel: Aus Flugzeugen abgeworfene Blätter informierten die Bevölkerung über das Kriegsgeschehen und den Zusammenbruch des Dritten Reiches.

Von den Siegern zensiert

Nach der Kapitulation der Wehrmacht brachten die Sieger von Deutschen geschriebene, von alliierten Militärs zensierte Zeitungen heraus. Sie erschienen zunächst nur einmal, später zweimal wöchentlich. Die erste Ausgabe der „Ruhr-Zeitung“ trägt das Datum vom 12. Mai 1945 und war im Hotel Ruhrland, Sitz der zunächst ameri-

SPD-Blatt als „Neueste Nachrichten“ heraus, eine Tageszeitung „für die schaffenden Stände des nördlichen Ruhrgebiets“ mit einer Ausgabe nur für Groß-Oberhausen. Geschäftsstelle und Redaktion waren im Haus Marktstraße 73 untergebracht, der Lokalteil war mit dem Kopf „Chronik der Gutehoffnungstadt“ geschmückt. Für die Oberhausener Anzeigen war Hermann Albertz, Vorsitzender der SPD-Fraktion in der Stadtverordnetenversammlung, zuständig, Tochter Luise, unsere spätere Frau Oberbürgermeister, half im Vertrieb mit aus. Als SPD-Parteiblatt wurde diese Zeitung bereits Ende Februar 1933 verboten. Die Schlagzeile der letzten Ausgabe: „Der Reichstag brennt“.

Das Nazi-Organ „National-Zeitung“ tauchte erst am 1. Januar 1932 in Oberhausen auf, aber schon im September wurde die in Essen gedruckte Zeitung amtliches Organ für Groß-Oberhausen. Ab 1941 erschien die National-Zeitung – Hauptschriftleiter (Chefredakteur) war ein Graf Eberhard von Schwerin – als Kriegsgemeinschaftsausgabe mit der Rheinisch-Westfälischen Zeitung. Schlagzeile der Ausgabe vom 3. März 1945: „Erbitterter Widerstand am Niederrhein“. Aus dem Wehrmachtsbericht: „Die große Abwehrschlacht zwischen der Roer und dem Rhein hat nach Norden auf den Abschnitt zwischen Kamp und Geldern sowie den Raum nordwestlich Düsseldorf übergegriffen. . . Um den Brücken-

waltung „im Einvernehmen mit der Alliierten Militärbehörde“ schon ab Mai 1945 ein Amtsblatt heraus. Gedruckt wurde es beim General-Anzeiger, dessen technischer Betrieb den Bombenkrieg halbwegs überstanden hatte, während das Verlagshaus am Altmarkt schwer beschädigt war.

Wenn auch der Druckbetrieb bald wieder aufgenommen werden konnte, als Zeitung mußte der GA vier Jahre auf sein Wiedererscheinen warten. Nicht anders erging es der Ruhrwacht, beide Oberhausener Zeitungen galten als „belastet“, die Militärregierung wollte keine Blätter dulden, die im Dritten Reich erschienen waren. So hatten sich auch die Oberhausener an neue Zeitungen zu gewöhnen, die sogenannten Lizenzzeitungen. Die Militärregierung erteilte Lizenzen zur Herausgabe einer Zeitung in den ersten Jahren nur an Parteien bzw. an Persönlichkeiten, die einer politischen Partei nahestanden. Paul Huppers in der Sonderbeilage „General-Anzeiger 50 Jahre am Altmarkt“ zu diesem Kapitel der Oberhausener Zeitungsgeschichte: „Unsere Zeitung hatte sich bis 1949 mit der Tatsache abzufinden, daß sie, nachdem sie 40 Jahre in Oberhausen erschienen war, durch höhere und dazu noch fremde Gewalt dazu verurteilt wurde, untätig zusehen zu müssen, daß auswärtige Zeitungen in Oberhausen Eingang fanden und den Lesehunger des Publikums nach Kräften ausnutzen konnten.“

Turbulenter Zeitungsmarkt

Die zahlreichen Zeitungsneugründungen führten dazu, daß es nach 1945 auf dem Oberhausener Zeitungsmarkt recht turbulent zugeht. Zeitweilig soll es in unserer Stadt nicht weniger als elf verschiedene Zeitungen gegeben haben, die Mehrzahl von ihnen wurde

nicht alt. Die erste deutsche Zeitung „unter Kontrolle der britischen Besatzungsbehörde“ mit einem den Umständen entsprechend bescheidenen Oberhausener Lokalteil erschien bereits Juli 1945 als „Neue Rheinische Zeitung für Düsseldorf, Bergisches Land und Niederrhein“. Ende Februar 1946 wurde sie abgelöst von der CDU-Zeitung Rheinische Post („Zeitung für christliche Kultur und Politik“) und der Rhein-Ruhr-Zeitung („Für Wahrheit, Recht und Freiheit“), die in unserer Stadt zusammengefaßt als Oberhausener Tageblatt herauskamen. Geschäftsstelle und Redaktion des Tageblatts befanden sich bei der CDU in der Elsässer Straße. Das Tageblatt ging Ende 1950 in der inzwischen wieder erscheinenden Ruhrwacht auf. Als Fortsetzung des General-Anzeigers galt die FDP-Zeitung „Westdeutsche Rundschau“, die verschwand, als der GA wieder erscheinen konnte. Auch die Kommunisten hatten ihr Blatt: die Neue Volks-Zeitung („Für Frieden, Fortschritt und Sozialismus“), Herausgeber war ein Westdeutscher Volksverlag mit Sitz in Essen. Das rote Blatt wurde 1950/51 mehrfach verboten und mußte mit dem Verbot der DKP sein Erscheinen einstellen.

Hunger nach Nachrichten und Papier

Für die Oberhausener Zeitungsgeschichte in der Nachkriegszeit von Bedeutung waren nur zwei Neugründungen: die der NRZ und vor allem der WAZ. Die Neue-Ruhr-Zeitung startete am 13. Juli 1946 als der SPD nahestehende Zeitung mit einer Auflage von 127 000. Lizenzträger waren u. a. Dietrich Oppenberg, Geschäftsführender Gesellschafter, und Wilhelm Nieswandt, damals Vorsitzender des SPD-Unterbezirks Essen, später Oberbürgermeister der Ruhrmetropole. Der erste NRZ-

Chefredakteur hieß Erich Brost. In einem Kommentar in der ersten Nummer heißt es: „Eine neue Zeitung unter den gegenwärtigen Umständen an den Leser zu bringen, ist keine große Kunst. Der Hunger nach Nachrichten und auch nach Papier allein bürgt dafür, daß sie ihr Publikum findet.“ Über den politischen Standort der neuen Zeitung ließ Brost die Leser nicht im unklaren: „Die Neue-Ruhr-Zeitung will politisch wirken und wird deshalb Partei nehmen. Sie wird für die Sozialdemokratie eintreten, weil diese Partei den Neuaufbau Deutschlands im sozialistischen Geiste will, das zur Wohlfahrt der breiten arbeitenden Schichten, deren Anwalt auch wir sein werden.“

Die Oberhausener SPD gab Hilfestellung beim NRZ-Start in unserer Stadt. Der spätere erste SPD-Unterbezirksvorsitzende Ernst Schmidt richtete im Haus Marktstraße 67 die erste Geschäftsstelle ein, in der auch Luise Albertz im Anfang als Schreibkraft aushalf. SPD-Parteibüro und NRZ-Redaktion befanden sich im Hinterhaus. In ihrem Grußwort zum 25jährigen NRZ-Bestehen erinnerte sich Frau Albertz als Oberbürgermeisterin an diese Zeit: „Die Geburtsstunde der Jubilarin liegt in einer Zeit der tiefsten Depression. Um so mehr war es zu begrüßen, daß es 1946 Kräfte gab, die allen Schwierigkeiten zum Trotz damit begannen, die seit langem entbehrte freie Presse wieder aufzubauen.“ Zusammen mit Ernst Schmidt habe sie tätigen Anteil genommen an der Fortentwicklung der damals jüngsten Oberhausener Zeitung.

Die enge Verbindung, die vor 1933 zwischen SPD und ihrer Zeitung bestanden hat, war nach 1946 nicht von Dauer. Die Menschen hatten im Dritten Reich bittere Er-

fahrungen mit der Propaganda machen müssen und waren deshalb gegenüber Parteien und deren Organen mißtrauisch geworden. Im Konkurrenzkampf um die Gunst des Lesers sah sich die NRZ später veranlaßt, dem Trend zur unabhängigen Zeitung Tribut zu zollen, zur SPD auf Distanz zu gehen. Rein äußerlich kam diese Entwicklung in Oberhausen durch die räumliche Trennung von SPD-Parteibüro und NRZ-Geschäftsstelle bzw. Redaktion zum Ausdruck. Hinzu kam die Raumnot als Grund für den Umzug der NRZ 1960 von der Marktstraße zum Friedensplatz (heute CDU-Geschäftsstelle). Als es auch hier für Geschäftsstelle und Redaktion zu eng wurde, übersiedelte die Stadtredaktion 1969 ins Europahaus an der Elsässer Straße.

Das „Wunder WAZ“

Um den Aufbau eines demokratischen Pressewesens nach dem Ende der Nazi-Diktatur hat sich ein Engländer verdient gemacht: Lance Hope, Mitglied der Britischen Militärregierung in Berlin, wo er mit innerpolitischen Angelegenheiten der Deutschen befaßt war. Ihm schwebte außer den Parteiblättern noch ein anderer Zeitungstyp vor: parteipolitisch unabhängige Tageszeitungen. Als Emigrant hatte der aus Danzig stammende Sozialdemokrat Erich Brost diesen Zeitungstyp in England kennen- und schätzengelernt. Durch Initiative von Lance Hope erhielt Brost 1948 als alleiniger Träger die von der Militärregierung ausgestellte Lizenz Nr. 192 zur Herausgabe einer Zeitung mit dem Titel „Westdeutsche Allgemeine Zeitung“. Der erste NRZ-Chefredakteur wurde damit Vater des „Wunders WAZ“. Brost tat sich mit dem mit den örtlichen Verhältnissen vertrauten Jakob Funke zusammen, der als Verlagsleiter

fungierte. Am 3. April 1948 erschien die WAZ zum erstenmal, in unserer Stadt als Oberhausener Stadtanzeiger. Startauflage insgesamt 250 000 Exemplare, Erscheinungsweise dreimal wöchentlich (bis 1949), Umfang vier Seiten. Gedruckt wurde zunächst in Bochum, später in Essen.

Redaktion im Wohnzimmer

Drei zweiseitige, zwei einspaltige Berichte und ein einspaltiges Bild – das war alles, was die erste Oberhausener WAZ-Ausgabe ihren Lesern an lokalem Stoff bieten konnte. Weil diese Ausgabe an einem Samstag erschien, mußte auch der Sport zu Wort kommen, das war der eine Einspalter, 39 Zeilen lang. Über die Arbeitsbedingungen der ersten Oberhausener WAZ Redakteure liest man in einer Chronik: „Die Redaktion befand sich damals in der oberen Marktstraße im Wohnzimmer der Familie Wank, die Geschäftsstelle lag darunter in einer Papier- und Schreibwarenhandlung. Bei Anrufen wurden wir nach unten gerufen. Gegen 17 Uhr kamen die Wanks aus dem Laden hoch, sie hatten dann Feierabend. Dann mußten wir die Redaktion, das Wohnzimmer, räumen. Nicht immer war der Anspruch der Familie Wank, ihr Wohnzimmer wieder als Wohnzimmer zu haben, mit dem Redaktionsschluß bzw. dem Ende der Redaktionsarbeit identisch. Dann mußten wir unseren Papierkram zusammenpacken und zusehen, wo wir ein Plätzchen fanden.“

Seit 1951 ist die Oberhausener WAZ auf stadt- und zeitungsgeschichtlichem Boden zuhause: an der Ecke Markt- und Pacellistraße (früher Mittelstraße), wo Adolf Spaarmann 1866 mit seiner Niederrheinischen Zeitung angefangen hatte. In dem alten Rellens-

mann'schen Haus – die Frau des Bauunternehmers Heinrich Rellensmann hatte das Eckgrundstück von ihrem Vater, dem Altmarkt-Stifter Wilhelm Stöckmann, geerbt – amtierte Oberhausens erster Bürgermeister Schwartz vor dem Rathausbau auf dem Galgenberg. In



Noch aus der Zeit, als es in unserer Stadt vier Zeitungen gab, stammt dieses Bild von der WAZ-Geschäftsstelle Marktstraße 30 mit der Werbung „Anzeigen ... dann WAZ“ an der Giebelseite des Wohn- und Geschäftshauses Ecke Pacellistraße. Heute besitzt der WAZ-Konzern in Oberhausen das Anzeigenmonopol. Als die WAZ 1951 den durch Initiative des damaligen Stadtbaurats Prof. Hetzelt errichteten Neubau bezog, mußte sie den Raum im Erdgeschoß des Eckhauses noch mit Kaiser's Kaffeege­schäft teilen.

der Nazizeit war hier die National-Zeitung untergebracht. Der Bombenkrieg zerstörte die Häuserzeile auf der Nordseite der Marktstraße zwischen Pacelli- und Friedrich-Karl-Straße. Unseren ersten Nachkriegs-Baudezernenten Prof. Hetzelt reizte die Aufgabe, hier im Herzen von Alt-Oberhausen ein Beispiel für eine großzügige Stadtkernbebauung an der auf diesem Abschnitt verbreiterten Marktstraße zu geben. Durch Zusammenlegung mehrerer Grundstücke entstand der Wohn- und Geschäftshausblock, in dem die WAZ-Geschäftsstelle die ihr später zur Verfügung stehende Fläche zunächst mit einer Filiale von Kaiser's Kaffeege- schäft teilen mußte. Die WAZ-Redaktion saß im Altbau an der Pacellistraße in einem einzigen Raum, bevor sie in das erste Obergeschoß des Neubaus Marktstraße 30 ziehen konnte.

Die für die weitere Entwicklung unserer Stadt entscheidende Wiederaufbau- und Ausbauphase in den 50er und 60er Jahren wurde von vier Zeitungen journalistisch begleitet: WAZ, NRZ sowie von der Ruhrwacht und dem General-Anzeiger, die beide seit 1949 wieder erschienen. Nach dem Tod seines Vaters Jakob Pötz hatte Dr. Johannes Pötz im Sommer 1948 die Leitung der Vereinigten Verlagsanstalten (VVA) übernommen. Durch den Erwerb des CDU-Organs Oberhausener Tageblatt Ende 1950 gelang es ihm, den Leserkreis der Ruhrwacht zu erweitern. Der GA war 1949 mit einer neuen Redaktionsmannschaft angetreten und konnte einen Teil seiner alten Leser zurückgewinnen.

Werber „machten Scheine“

Die Lage auf dem Zeitungsmarkt hatte sich aber inzwischen verändert. Aus Gründen der Wirtschaft-

lichkeit konnten sich die beiden Ortszeitungen nicht mit ihrem traditionellen Leserstamm aus einer bestimmten Bevölkerungsschicht begnügen. Ruhrwacht und GA mußten in harter Konkurrenz mit den beiden großen Zeitungen aus Essen neue Leserschichten zu gewinnen versuchen. Die für das Anzeigengeschäft wichtige Auflagenhöhe wurde zur Existenzfrage. Die Verlage setzten Werbekolonnen in Marsch, die sich gegenseitig die Leser abjagten, um „Scheine zu machen“. Beliebte Einsatzorte waren die Neubaugebiete, wo es unter den in unsere Stadt strömenden Flüchtlingen und Heimatvertriebenen Abonnenten zu gewinnen galt. Kaum waren die Neubürger in ihrer Wohnung, stand der Zeitungswerber auf der Matte.

Um die stürmische städtebauliche Entwicklung nördlich der Kanallinie besser verfolgen zu können, unterhielten alle vier Zeitungen in Sterkrade Außenredaktionen. Fröhlich morgens beim Austragen der Zeitungen liefen sich auf einer Straße vier Boten über den Weg. Bei Ratssitzungen saßen vier Zeitungsleute auf der Pressebank: Die Redaktionsleiter Heinz Pawelczyk für die WAZ, Walter Buhrow, der später auch als Vorsitzender des Verkehrsvereins im öffentlichen Leben unserer Stadt eine Rolle spielte, für die NRZ, Paul Huppers für den GA und stellv. Redaktionsleiter Arno Ottlik für die Ruhrwacht. Bernhard Kemper, seit 1950 wieder als Redaktionsleiter im Ruhrwachthaus tätig, klebte an seinem Schreibtisch und wurde in der Öffentlichkeit nur selten gesehen.

Die WAZ wuchs und wuchs, auch in Oberhausen. 1966 gab der GA auf, am 1. November übernahm die WAZ die beiden Ausgaben Duisburg und Oberhausen des Carl-



Das Oberhausener Behördenviertel rund um den Friedensplatz in den sechziger Jahren. Der Verkehr wurde damals noch in Einbahnregelung um den Platz geführt. In das Gebäude, das heute u. a. die CDU-Geschäftsstelle beherbergt, zog 1960 die NRZ mit Geschäftsstelle und Redaktion ein. Neun Jahre später wechselte die Stadredaktion aus Raumnot in das Europahaus an der Elsässer Straße.

Lange-Verlags. Die Ruhrwacht, die mit der höchsten Abonnentenzahl in Oberhausen geworben hatte, verlor ihre führende Position, geriet in eine schwierige Lage. Ein Jahr nach dem Aus für den GA verkaufte Dr. Pötz die Ruhrwacht-Abonnenten an die WAZ. Am 13. Dezember 1967 fanden die Ruhrwacht-Leser statt der ihnen vertrauten Zeitung die WAZ im Briefkasten. Jetzt gab es nur noch zwei Zeitungen in Oberhausen, eine Situation, mit der sich katholische Kreise nicht abfinden wollten. War die GA-Übernahme halbwegs reibungslos über die Bühne gegangen, löste der Ruhrwacht-Coup der WAZ bei der CDU und in der katholischen Kirche einen Sturm der Empörung aus. Die CDU büßte die ihr nahestehende Zeitung ein, die katholische Kirche am Ort das Blatt, mit der sie sich aus Tradition besonders verbunden fühlte. Man startete eine Unterschriftenaktion und wandte sich an zwei der CDU nahestehende Verlage in Dortmund bzw. Düsseldorf mit der Bitte, eine Oberhausener Ausgabe herauszubringen. Aber die angesprochenen Verlage winkten ab.

Das WAZ-Modell

Aus Protest bestellten nicht wenige frühere Ruhrwacht-Leser die NRZ. Sie konnten nicht ahnen, daß sie damit die WAZ auf Dauer zumindest geschäftlich nicht schädigten. Denn mit Wirkung vom 1. Januar 1976 schlossen sich WAZ, NRZ, Westfälische Rundschau in Dortmund und Westfalenpost in Hagen zur Zeitungsgruppe WAZ zusammen. Das sogenannte WAZ-Modell, das in der Bundesrepublik auch unter den Politikern für Furore sorgte, besagt: Die vier großen Zeitungen, deren Verlage ständig steigende Personal- und Materialkosten und vor allem den kostspieligen Wech-

sel vom Bleisatz zum Lichtsatz und die damit verbundene moderne Redaktionstechnik zu verkraften hatten, arbeiten überall da zusammen, wo es wirtschaftlich vernünftig ist, zum Beispiel bei der Anschaffung und Nutzung der teuren Produktionsstätten sowie in den Bereichen Vertrieb, Anzeigen und Verwaltung, wo die Unabhängigkeit der Redaktionen unangetastet bleibt. In einem internen Rundschreiben informierte die WAZ-Chefredaktion damals die Lokalredaktionen u. a. wie folgt: „Pressepolitischer Grundsatz Nr. 1 bei diesen neuen Kooperationen ist es für die WAZ-Verleger, den publizistischen Wettbewerb nicht zu verhindern, sondern zu garantieren. . . Richtschnur ist dabei, daß in jedem Stadt- bzw. Landkreis wenigstens zwei voneinander unabhängige Redaktionen erhalten bleiben. Aus diesem Grund wurde deshalb auch in Oberhausen die bisherige NRZ-Lokalredaktion beibehalten und nicht, wie in Moers die Lokalredaktionen von WAZ und NRZ zusammengelegt.“

Wichtige äußere Kennzeichen der Kooperation waren die Angleichung der Formate der drei anderen Zeitungen an das der WAZ und die Vereinheitlichung des Anzeigenteils. Die Auswirkungen des für den Außenstehenden nicht leicht zu durchschauenden WAZ-Modells für Oberhausen: die NRZ-Geschäftsstelle am Friedensplatz machte dicht, die WAZ-Geschäftsstelle an der Marktstraße wie auch die Sterkrader Zweigstelle wurden WAZ/NRZ-Gemeinschaftsgeschäftsstellen. Der Anzeigenteil beider Oberhausener Zeitungen ist identisch, jede Anzeige erscheint in der WAZ und NRZ. Bedingt durch den gleichen Anzeigenteil haben die im Text unterschiedlichen re-

daktionellen Teile den gleichen Umfang. In den einzelnen Austragsrevieren ist jetzt nur noch ein Bote unterwegs: mit der WAZ und der NRZ. Die Neuordnung der Oberhausener Presse hatte auch zur Folge, daß die NRZ-Lokalredaktion in die Nähe der WAZ/NRZ-Geschäftsstelle in das Haus Gutenbergstraße 9 am Altmarkt zog.

Ein neuer Zeitungstyp

Seit dem 1. Januar 1976 ist Ruhe auf dem Oberhausener Zeitungsmarkt eingetreten, die Zeiten, in denen Zeitungen auftauchten und wieder verschwanden, gehören der Vergangenheit an. Verglichen mit der Zeit vor 1933 und auch nach 1945 ist die Meinungsvielfalt eingeschränkt. Man kann das bedauern, muß aber bedenken, daß die Vielfalt, wie sie früher mit dem beachtlichen Zeitungsangebot bestanden hat, heute nicht mehr zu bezahlen wäre. Die Kosten zwingen zur Konzentration. Ohne WAZ-Modell hätte auch die NRZ, die nicht über einen eigenen Druckereibetrieb verfügte, keine Überlebenschancen gehabt. Vor Jahren unternahmen risikofreudige Werbeleute den kühnen Versuch, durch Herausgabe von Anzeigenblättern (mit günstigen Anzeigentarifen) das WAZ-Monopol in Oberhausen anzukratzen. Auf diese Herausforderung reagierte die WAZ mit Stadtteilausgaben und mit dem Wochenanzeiger für Groß-Oberhausen. Wie eine ganze Reihe von Anzeigenblättern – ein neuer Zeitungstyp, der ausschließlich von den Einkünften aus dem Anzeigengeschäft „lebt“ – wird der Wochenanzeiger von einer Tochtergesellschaft der WAZ-Gruppe herausgegeben. Den Mächtgern-WAZ-Konkurrenten ging die Luft aus. Der WAZ-Konzern hat den Oberhausener Zeitungsmarkt fest im Griff.

NACHAHMUNG ERWÜNSCHT

*Schöne Hausfassaden
erhöhen die
Lebensqualität*

PETER HOFFMANN

Der Kommunalverband Ruhrgebiet führt seit mehreren Jahren in den einzelnen Städten und Kreisen Fassadenwettbewerbe durch. Für besonders gelungene Renovierungen von Hausfassaden wurden auch in Oberhausen Preise ausgesetzt. Die Entscheidungen, welche Objekte prämiert wurden, traf eine Jury aus Vertretern von Rat und Verwaltung, der Stadtparkasse, der Kreishandwerkerschaft, der Maler-Innung und des Haus-, Wohnungs- und Grundeigentümervers. Von solchen Wettbewerben soll in diesem Beitrag nicht die Rede sein. Vielmehr werden Hausfassaden vorgestellt, die von weiteren Privatinitiativen zeugen. Im Vordergrund steht die Gestaltung älterer Bauweisen und Bauformen, die zur Verschönerung des Stadtbildes beiträgt und ebenso umweltfreundliche Aktivitäten demonstriert. Die gezeigten Häuser sind größtenteils mit eigenen Finanzmitteln renoviert und neugestaltet worden. Sie

sind Beiträge für ein optisch besseres Bild in den einzelnen Ortsteilen, sie tragen zur Erhaltung alter Bausubstanzen bei und erhöhen zugleich die Lebensqualität. Daran beteiligt sind im übrigen auch die Wohnungsbaugenossenschaften in unserer Stadt.

Der Innungsoberrmeister der Maler- und Lackierer-Innung hat beim Fassadenwettbewerb 1989 festgestellt, daß Fassadenrenovierungen nicht zuletzt auch einen sozialpolitischen Hintergrund haben. Das Malerhandwerk habe jahrelang über den eigentlichen Bedarf hinaus ausgebildet. Daraus erwachse eine allgemeine Verpflichtung, für junge Leute Arbeitsplätze zu schaffen. Hauseigentümer, die sich zur Sanierung oder Renovierung ihres Eigentums entschließen, sichern also auch Arbeitsplätze.

Kunst am Bau

Die in diesem Beitrag gezeigten Hausfassaden wurden nicht nach streng architektonischen Kriterien

ausgewählt. Sie sind vielmehr das Ergebnis von Beobachtungen im ganzen Stadtgebiet und rückten rein zufällig ins Blickfeld. Die Auswahl erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, die Fotos sind nur Beispiele für Fassadenrenovierungen in allen Stadtbezirken. Die „Kunst am Bau“ mit eigenen künstlerischen Arbeiten soll ebenfalls genannt werden.

In historisch gewachsenen Städten und Gemeinden Nordrhein-Westfalens gibt es kompakte Wohngebiete mit schönen Hausfassaden. Münster, Paderborn, das Sauer-, Sieger- und Bergische Land, die Fachwerkhäuser in der Nachbarstadt Mülheim, die rheinischen, nieder-rheinischen und westfälischen Ortschaften mit ihren bebauten traditionellen Märkten sind Aushängeschilder schöner Fassaden. Oberhausen aber hat keinen Grund, sich zu verstecken. Dies beweisen ganze Straßenzüge in allen drei Stadtteilen.





*Eine Auswahl schöner
Hausfassaden in unserer
Stadt zeigen diese Fotos aus*

*den drei Stadtteilen Alt-
Oberhausen, Sterkrade und
Osterfeld.*





Wie häßliche Gebäude durch Phantasie und Können ins Blickfeld rücken und sich dem Wohnumfeld anpassen, beweist die künstlerisch gestaltete Fassade des Bunkers Ebert-/Ecke Sedanstraße.



Fassaden von Schlössern und Burgen werden hier auch nicht angesprochen, obwohl Oberhausen sich mit seinem Schloß, der Burg Vondern und dem Kastell Holten im Vergleich zu ähnlichen Gebäuden in der näheren Umgebung durchaus sehen lassen kann. Exemplarisch sollen in Zusammenhang mit der Renovierung von Hausfassaden aber die ehemaligen Werksiedlungen Eisenheim, Birkenhof und Lirich – um nur einige zu nennen – erwähnt werden. Sie tragen zu einem freundlichen Wohnumfeld bei und sind mit den Häuserfronten – Backsteine in Eisenheim, bunte Farbtöne im Birkenhof und in Lirich – Zeugen gelungener Fassadenerneuerungen.

Bürgersinn

Auch die neugestalteten Fassaden öffentlicher Gebäude, z. B. der Rathäuser in Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld sowie der Industriebauten und Kirchen, sind eine sinnvolle Erhaltung von Kulturgut in

unserer Stadt, an dem auch noch kommende Generationen ihre Freude haben werden. Erinnert sei an die Fassade des alten Elektrizitätswerkes der EVO an der Danziger Straße oder an die in jüngster Zeit erneuerte Rotziegelfassade der St.-Michael-Kirche im Knappenviertel. Wie aus altem Mauerwerk schmucke neue Fassaden entstehen, zeigen das alte Ebertbad und dessen Concordia-Nachbarhäuser, aber auch der Bunker an der Ebertstraße als Beispiel für kreative Fassadenerneuerung.

Oberhausen braucht, was die Neugestaltung von Fassaden angeht – übrigens auch mit grünen Ranken und Pflanzen –, sein Licht wahrlich nicht unter den Scheffel zu stellen. Im Gegenteil, das Stadtbild verändert sich laufend durch viele neue Fassaden in vorbildlicher Weise. Dies ist ein Zeugnis von Imagepflege und Bürgersinn, zu dem Mut und Tatkraft gehören. Ein Anstoß aber auch zum Nacheifern!

CITY-LOOK FÜR INNENSTADT

Ideen-Wettbewerb entrümpelt Stadtbild von Gestaltungs-Defiziten

IRMHILD PIAM

Manchen geht alles viel zu langsam. Dennoch: Der Weg unserer Stadt in die Zukunft hat begonnen, der Umbruch ist mit ersten Maßnahmen eingeleitet. Oberhausen braucht ein neues Gesicht, es braucht neue Impulse im gesamten wirtschaftlichen Gefüge. Manches ist bereits im Fluß, aber das Meiste muß noch getan werden. Pläne und Ideen gibt es genug, wenn aber unsere Stadt nicht zu spät kommen will, müssen viele mit anpacken und an einem Strang ziehen. Die Attraktivität einer Stadt, insbesondere ihrer Innenstadt, hängt von vielen Faktoren ab, die im Zusammenspiel erst die Qualität und Unverwechselbarkeit ausmachen.

Seit knapp zwei Jahren agiert „AGIO“, die „Aktionsgemeinschaft Innenstadt Oberhausen“, ein Zusammenschluß von Vertretern des Einzelhandels, der Industrie und des Handwerks, des Kreditgewebes und der Gastronomie. „AGIO“ soll mit einer Stimme sprechen, sie

soll Gesprächspartnerin sein für alle Fragen einer zukünftigen City-Gestaltung. Gleich nach ihrer Gründung wurde in Zusammenarbeit mit dem Einzelhandelsverband und dem Planungsdezernenten der Stadt, Dr. Dierk Hans Hoefs, ein Ideen- und Realisierungswettbewerb zur Entwicklung der Alt-Oberhausener Innenstadt initiiert. Dieser bundesweit ausgeschriebene Wettbewerb ist eine gute Grundlage zur weiteren Entwicklung des Zentrums Alt-Oberhausen.

Bei diesem Wettbewerb wurde davon ausgegangen, daß die größten Gestaltungs- und Qualitätsdefizite in Alt-Oberhausen, und hier vor allem im zentralen Einkaufsbereich Marktstraße, liegen. Die Diskussion in dem seit Frühjahr vorigen Jahres arbeitenden City-Management (Einzelhandelsverband, City-Werbering und Industrie- und Handelskammer) zeigte, daß jede Gestaltungskonzeption für die Marktstraße in ein Struktur-

konzept für die gesamte Innenstadt eingebunden sein muß. Dieses Erkenntnis führte dann zu dem Vorschlag, einen zweistufigen Wettbewerb durchzuführen, und zwar in der ersten Stufe einen Ideenwettbewerb für die gesamte Innenstadt von Alt-Oberhausen und in der zweiten Stufe einen Realisierungswettbewerb für den Bereich Marktstraße.

Der am 13. Januar entschiedene Ideenwettbewerb brachte Vorschläge zur strukturellen Entwicklung der Innenstadt, zur Gestaltung des Berliner Platzes, des Friedensplatzes und der mittleren Marktstraße. Die Wettbewerbsteilnehmerstellten heraus, daß der hier untersuchte Teil der Innenstadt eine Reihe hervorragender Potentiale hat: 20000 Einwohner, Dienstleistungseinrichtungen, kulturelle Einrichtungen, prächtige Architekturen der 20er Jahre, gut gestaltete Plätze und Parkanlagen. Probleme stellten sich durch hohe Verkehrsbelastungen und Gestaltungsdefizite, etwa auf der Markt- und der Mülheimer Straße.

„Grüne Achsen“

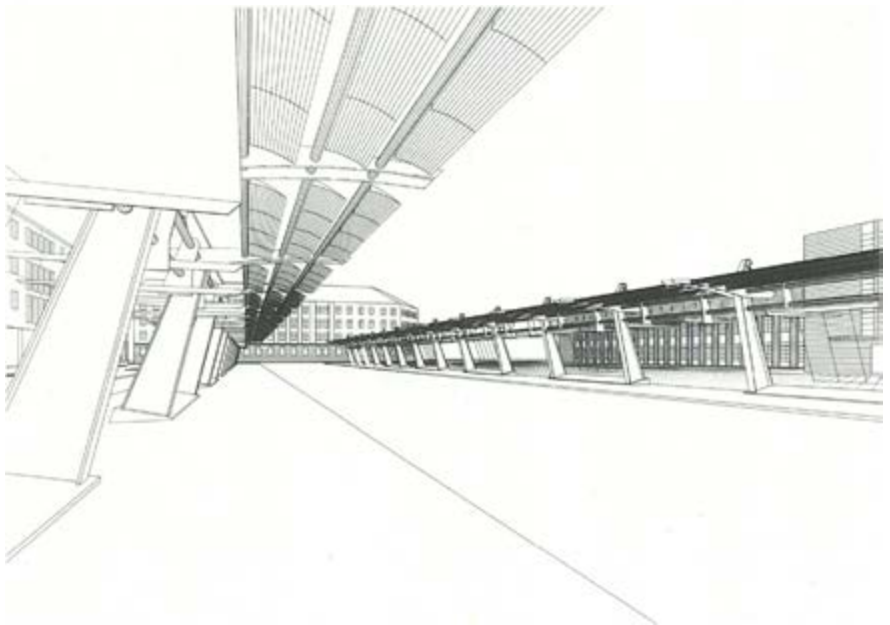
Die Vorschläge der Wettbewerbsteilnehmer hatten folgende Schwerpunkte: Aufwertung des Wohnumfeldes und dadurch Stärkung der Wohnnutzung, eine gute Verknüpfung von Teilen der Innenstadt durch „grüne Achsen“, Reduzierung des motorisierten Verkehrs und Stärkung des öffentlichen Personennahverkehrs sowie des Radverkehrs, gestalterische Aufwertung vor allem der Problemzonen Berliner Platz und Marktstraße.

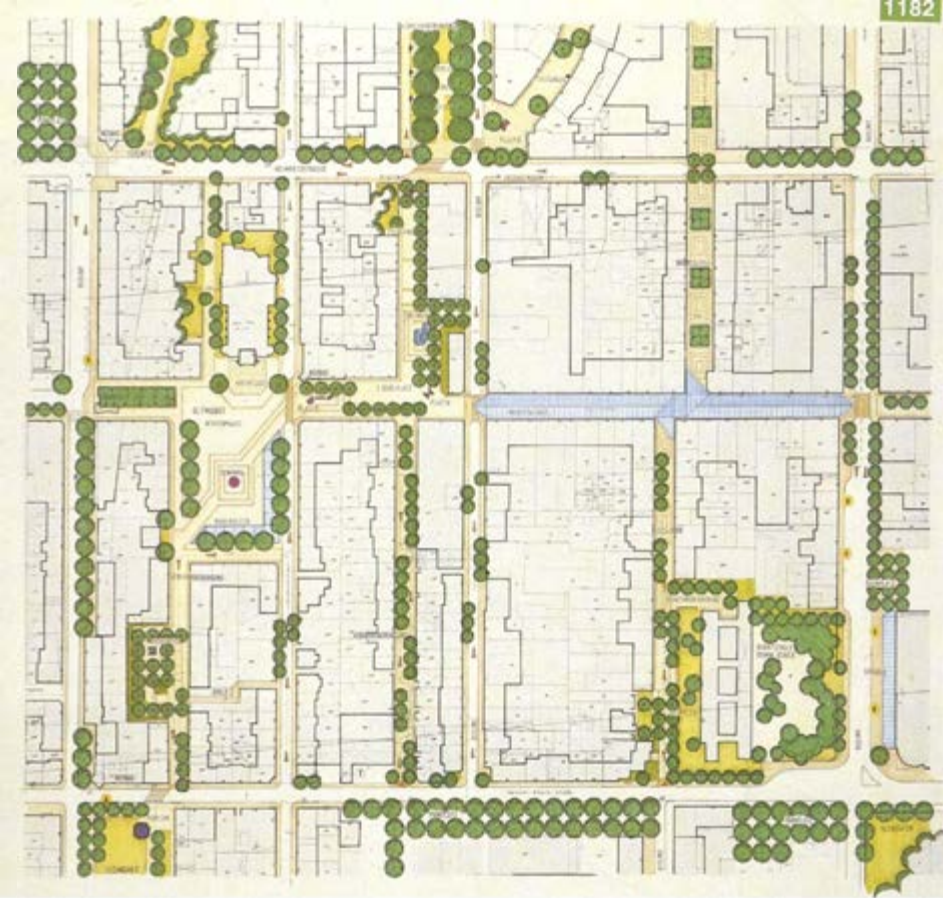
Alle Wettbewerbsteilnehmer hielten eine möglichst enge Verzahnung der beiden Plätze für wünschenswert. Nur unter dieser Voraussetzung könne der Bahnhofs-



So könnte nach den Vorstellungen der Stadtplaner der neugestaltete Bahnhofsvorplatz aussehen. – Eine Architektenskizze des neuen Busterminals.

vorplatz seine Funktion als Entree zur Innenstadt übernehmen. Als wesentlich wurde auch eine verkehrsmäßig entlastete Poststraße herausgestellt. Als Varianten vorgeschlagen wurden: Eine Poststraße, die nur noch zwei statt der bisher vier Fahrstreifen erhält oder eine vollends für den motorisierten Verkehr gesperrte Straße. Im Falle einer Sperrung sollte die Poststraße in Höhe des Friedensplatzes als



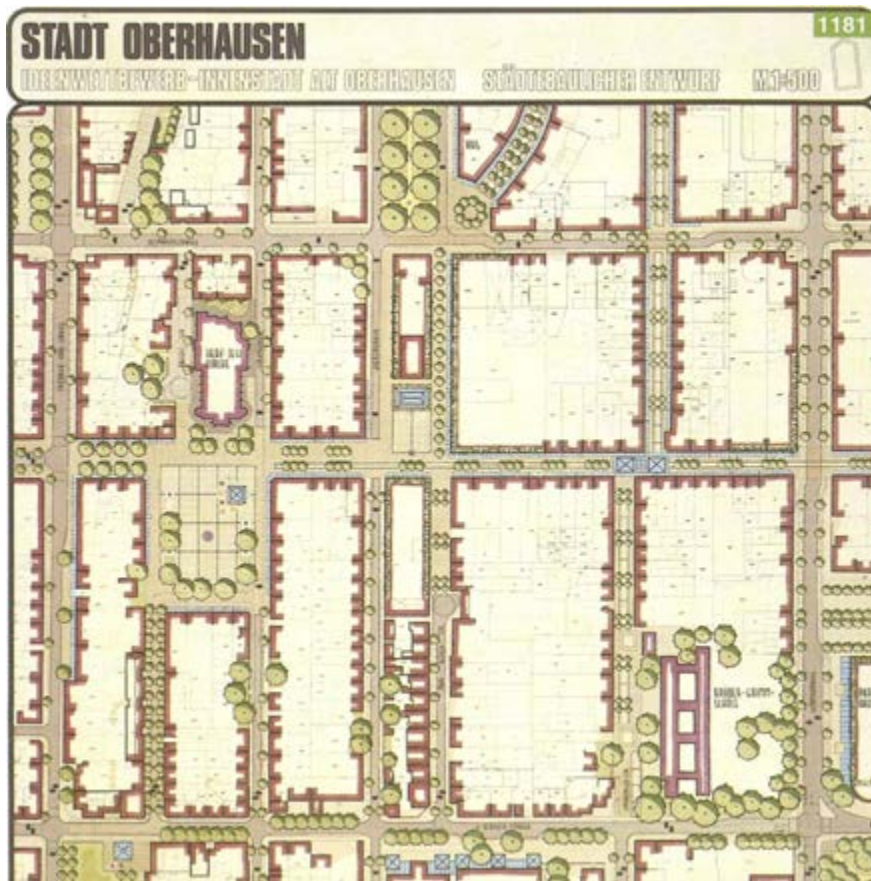


Tunnel geführt, oder Friedrich-Karl-Straße, Schwartzstraße und Danziger Straße durch einen unter dem Bahnhofsvorplatz herführenden Tunnel verknüpft werden. Andere Arbeiten bevorzugten eine Tunnel-Verbindung der Hansa-, Schwartz- und Danziger Straße unter den Gleisanlagen des Hauptbahnhofs.

Die Vorschläge für die Gestaltung des Bahnhofsvorplatzes unterschieden sich hauptsächlich durch die Anordnung der Bushaltestelle. Gefallen fanden die Wettbewerbsteilnehmer an der Grundgestaltung des Friedensplatzes, sie wollten lediglich eine andere Nutzung der angrenzenden Gebäude. Mehrere wollten in den Erdgeschossen des Bankgebäudes und des Polizeipräsidiums Geschäfte, Restaurants und Cafés untergebracht wissen, eine andere Arbeit regte eine gänzlich andere Nutzung des Amtsgerichts an, wobei der Innenhof ein Glasdach erhalten sollte.

Busbahnhof

Dem Innenstadt Wettbewerb folgte im März der erste Wettbewerb, der im Rahmen der Internationalen Bauausstellung Emscher Park durchgeführt wurde. Sechs Planungsbüros, drei davon aus dem europäischen Ausland, wurden zur Teilnahme aufgefordert. Die hohe Qualität aller eingereichten Arbeiten machte der Jury Ende Juni die Entscheidung nicht leicht. Einstimmig fiel schließlich der 1. Preis in dem von der Gesellschaft Internationale Bauausstellung Emscher Park und der Stadt ausgelobten Gestaltungswettbewerb für das Bahnhofsumfeld an die Berliner Arbeitsgemeinschaft Hannelore Kossel/Büro



Auf Grundlage dieser Ideen soll es im April 1991 mit dem Realisierungswettbewerb Marktstraße weitergehen.

Quick, Bäckmann, Quick. Schon im nächsten Jahr soll auf Grundlage der Pläne mit der Verwirklichung begonnen werden. Die Finanzierung des Bauvorhabens (etwa 25 Mio. DM ohne die Investitionen der Bundesbahn) wird vom Land über einen Zeitraum von drei Jahren getragen. Am Entwurf der Sieger gefiel dem Preisgericht besonders „die gelungene Verknüpfung von vorhandenen städtebaulichen Qualitäten und neuen Elementen ohne Effekthascherei“. Der Entwurf sah zwei überdachte Busbahnsteige beiderseits einer Bus-Trasse parallel zum „Ruhrländ“-Gebäude vor.

Sie sollen mit einer Konstruktion aus Stahl und Glas überdacht werden. Dieser sehr eindrucksvoll gestaltete Busterminal muß jedoch nochmals überarbeitet werden, da an dieser Stelle ein Busbahnhof mit einer Mittelinsel erwünscht wird. Läden und Serviceschalter im Bahnhofsgebäude sollen an die Front, zugänglich sowohl von außen als auch von innen. Kino und Spielhalle sollen verschwinden. Rekonstruiert werden soll die große Eingangshalle, die nach einem Bombentreffer nur unvollständig wieder aufgebaut worden war. Der Fußgängertunnel zu den Gleisen erhält einen neuen Ausgang nach Westen in Richtung Hansastraße. Er soll in Anlehnung an die vorhandene Konstruktion mit den großen wuchtigen Stahlbindern konstruiert werden. Als besonders wichtig sieht die Berliner Arbeitsgemeinschaft die Öffnung nach Nordwesten zum Rheinischen Industriemuseum und zum soziokulturellen Zentrum Altenberg sowie die enge Verbindung zum Friedensplatz. Damit wird der Hauptbahnhof städtebaulich integriert und ein attraktives Eingangstor zur Innenstadt. Für den Indivi-

dualverkehr wird sich dann dort manches verändern, noch wird darüber nachgedacht, welchen Weg der rollende Verkehr nehmen wird. Nach dem Willen der Stadtplaner wird der Fußweg vom Bahnhof zur Marktstraße über die für den Autoverkehr gesperrte Poststraße und den Friedensplatz führen.

Mit dem Realisierungswettbewerb Marktstraße wird es im April 1991 weitergehen. Dann soll die Entscheidung darüber fallen, welchem Vorschlag die Jury im Wettbewerb für den schon lange überfälligen Umbau der Marktstraße den ersten Rang einräumen wird. Und so könnte nach den Vorstellungen der Teilnehmer am Ideenwettbewerb eine attraktive Marktstraße aussehen: Das Herzstück der City wird durch Entrümpelung, hervorstechende Oberflächengestaltung und sparsame Begrünung aufgewertet; es erhält Dächer, die weniger als Wetterschutz, sondern eher als Markierungselemente gedacht sind; nur im mittleren Abschnitt wird ein Wetterschutz gebaut; der mittlere Teil wird zu einer geschlossenen Galerie (Passage) mit Geschäften im Erdgeschoß und in der ersten Etage umgestaltet. Nach den Vorstellungen aller Teilnehmer hat der Altmarkt als Parkplatz ausgedient. Vielmehr soll der vom Blech befreite Platz neben der Marktstraße neu gestaltet oder sogar bis zur Kirche ausgedehnt werden. Für den Eduard-Berg-Platz wurde über eine Ausdehnung bis zur Paul-Reusch-Straße nachgedacht, eine andere Idee sieht gar die Errichtung eines Neubaus vor, in dem eine Einkaufspassage entsteht.

Einbahnstraßen-Ring

Die Lösung der Verkehrsprobleme wird als eine wichtige Voraussetzung für eine Aufwertung des

Zentrums Sterkrade gesehen. Bahnhofstraße, Spreestraße, Havelstraße, Brandenburger Straße, Ostrampe und Friedrichstraße werden zu einem Einbahnstraßen-Ring umgebaut, um den Sterkrader Stadtkern vom Verkehr zu entlasten. Im nächsten Jahr soll mit diesen Umgestaltungen begonnen werden. Der Fußgängerbereich soll über die Steinbrinkstraße bis zum Großen Markt ausgedehnt werden.

Gute Fortschritte macht die Neugestaltung Osterfelds. Durch die Entlastung der Gilden- und Bergstraße vom Durchgangsverkehr konnte der Marktplatz ein neues Gesicht bekommen.

Zu einem hübschen Stadtteilzentrum hat sich mittlerweile auch Schmachtendorf gemausert. Die letzten Weichen wurden dazu mit dem Umbau der Schmachtendorfer Straße und der Neugestaltung des Schmachtendorfer Marktes gestellt. Dieser soll demnächst von einem Wesendonck-Brunnen gekrönt werden. Mit viel Begeisterung haben kürzlich die Holtener den Hahnen-Brunnen des Bildhauers Otto Wesendonck „in Betrieb“ genommen, ein künstlerischer Beitrag zur „städtebaulichen Dorferneuerung“.

Viele Ziele sind angepeilt auf dem Wege zu einer lebendigen, liebenswerten Stadt, in der es sich zu leben, zu wohnen und zu arbeiten lohnt. Zu Unrecht drängt sich dem Nicht-Oberhausener mit dem Namen unserer Stadt immer noch das Bild einer Montan-Stadt mit all seinen tristen Vorurteilen auf. Es bedarf vieler Anstrengungen, dieses Image zu verändern. Dazu gehört auch eine professionelle Stadtwerbung. Oberhausen muß sich eine Identität schaffen, die unverwechselbar für unsere Stadt steht. Für ein schräges O. auf sicheren Standbeinen.

VON EINEM BEIN ZUM TAUSENDFÜSSLER

*IHK gestaltet
Strukturwandel
aktiv mit*

RAINER SUHR

Die Zeiten mögen sich geändert haben, ihr Auftrag jedoch nicht. Seit genau 150 Jahren ist die Industrie- und Handelskammer für Essen, Mülheim und Oberhausen auf Geheiß seiner preußischen Majestät König Friedrich Wilhelm IV. sowohl „Partner der Wirtschaft“ als auch „Berater des Staates“.

Nicht zuletzt verstehen Präsidium und Geschäftsführung am Essener Waldthausenpark die IHK auch als „Motor des Strukturwandels“ im mittleren Ruhrgebiet. Denn wirtschaftliche Entwicklungen mitgestaltend statt bloß verwaltend zu begleiten, gehört für sie in unseren Tagen zu den vornehmsten Aufgaben dieser Körperschaft des öffentlichen Rechts.

Zu ihrer Mitverantwortung auf der Suche nach einer neuen wirtschaftlichen Basis für die einst fast beispiellos prosperierende „Wiege der Ruhrindustrie“ hat sich die IHK im Jubiläumsjahr mit einem symbolträchtigen Schritt bekannt: Sie

verlegte ihre Oberhausener Zweigstelle aus der Innenstadt an die Essener Straße. „Wo einst das industrielle Herz der Kohle- und Stahlstadt Oberhausen schlug, werden derzeit die Felder für eine neue wirtschaftliche Blüte bestellt“, erläutert Geschäftsführer Klaus Beckmann, der auf dem Höhepunkt der Stahlkrise im Herbst 1987 als „Strukturbeauftragter“ der Kammer nach Oberhausen kam.

Mit dem Rückzug der Montanindustrie von der Essener Straße eröffnet sich die nach seinen Worten „wirklich einmalige Chance“, auf freier werdendem industriehistorischen Terrain zukunftsfruchtige Betriebe und Einrichtungen anzusiedeln. Der Wert dieses „Investitionsstandortes erster Güte“ für Strukturpolitik und Wirtschaftsförderung in Oberhausen hätte kaum besser mit internationaler Beachtung belegt werden können als durch das Interesse der kanadischen „Triple Five“ am Thyssen-Gelände.

Die neuen Räume der IHK „genau gegenüber“ der ehemaligen Hauptverwaltung des GHH Aktienvereins wählte Beckmann mit Bedacht. Schon früher erfolgten auf ihrer „Chefetage“ wichtige Weichenstellungen für die Wirtschaft des Reviers, schwitzten gleich nebenan die Hüttenwerker an den Hochöfen für den Aufstieg einer ganzen Region und wurde hier nach 1945 das „deutsche Wirtschaftswunder“ nicht unmaßgeblich mitgetragen.

Heute erinnern Beckmann nur noch historische Stiche an der Kopfseite seines Büros an jene Hochöfen und Walzstraßen, die ehemals Dietrich Wilhelm von Menges als Vorstandsvorsitzender des GHH Aktienvereins und langjähriger Präsident der Essener IHK, deren Ehrenpräsident er heute ist, vom Fenster seines Arbeitszimmers im gleichen Gebäude noch „unter Dampf“ sehen konnte. Frei von entwicklungshemmender Sentimentalität will Beckmann auch zum 150jährigen Bestehen der IHK lieber nach vorn denn zurückschauen, doch um einen „gerafften Rückblick“ in die Kammergeschichte kommt er an dieser Stelle nicht herum:

Als „Geburtsstunde“ der heutigen Industrie- und Handelskammer für Essen, Mülheim an der Ruhr und Oberhausen zu Essen betrachten Chronisten die Gründung zweier Handelskammern auf allerhöchste preußische „Cabinettsordre“ im Spätherbst des Jahres 1840 – zunächst am 26. Oktober für die Stadt und Bürgermeisterei Mülheim und gut einen Monat später am 28. November für die Städte und Bürgermeistereibezirke Essen, Werden und Kettwig. Das heutige Oberhausener Stadtgebiet bestand seinerzeit noch aus einer Handvoll Landgemeinden und unselbständiger



Die neuen Räume der IHK an der Essener Straße. In dem früheren GHH Gebäude ist auch Privatsfunk Veranstalter „radio nrw“ untergebracht.

Bauernschaften mit dazwischengestreuten Spuren der Industrialisierung von der bereits 1853 gegründeten Antonyhütte bis zum gerade erst errichteten Puddelwerk auf dem Gelände der vormaligen „Gräflich Westerholt'schen Mahl- und Ölmühle“ – einen Steinwurf vom heutigen Werksgasthaus entfernt.

Sieben Jahre nach Gründung der Bürgermeisterei Oberhausen aus den Gemeinden Lirich und Lippern sowie Teilen von Beeck und Meiderich dehnte König Wilhelm von Preußen, der spätere deutsche Kaiser, durch einen Erlaß vom 26. Mai 1869 den Mülheimer Kammerbezirk auf ganz Oberhausen aus. „Dadurch rückte der Kammerbezirk im Norden bis an die Emscher

Eine der drei Urzellen des heutigen MAN-GHH-Konzerns war die von der Essener Fürstäbtissin Maria Cini-gunde 1791 in der Bauern-schaft Lirich (heute Oberhausen) errichtete Eisenhütte „Neu-Essen“, die 1812 zu einem Hammerwerk umgebaut wurde. (Kopie aus „Gutehoffnungsbütte“ 1810–1910)

1806 hatte Gottlob Jacobi die am Ufer der Emscher gelegene „Gräflich Westerholt“-sche Mahl- und Ölmühle“ im Winkel der heutigen Sterkrader- und Essener Straße erworben. Nach Gründung der Hüttengewerkschaft J. H & H (Jacobi, Hamel & Huysen) konnte 1828 auf dem Gelände der Ölmühle ein Walzwerk errichtet werden. (Ansicht von 1835 aus „Gutehoffnungsbütte“ 1810–1910)

1842 wurde dem Walz- und Puddelwerk Oberhausen ein Schienenwalzwerk hinzugefügt. Die Anlage wurde zwischen 1845 und 1863 durch zahlreiche Umbauten und Erweiterungen von 10 auf 60 Puddelöfen gebracht. Die Grafik zeigt das Werk um 1855 beidseitig der Emscher.

heran“, erläutert Klaus Beckmann. „Der wirtschaftliche Zugewinn für die Mülheimer war enorm“.

Walz- und Puddelwerk

Denn Oberhausen hatte sich in den vergangenen gut zwanzig Jahren zum bedeutenden Eisenbahnknotenpunkt entwickelt, wo sich nicht nur rechts- und linksrheinische Bahnen, sondern auch die Strecken in Richtung Niederlande sowie nach Nord- und Süddeutschland trafen.

Hier lag neben der 1791 in Lirich errichteten und 1812 zum Hammerwerk umgebauten Eisenhütte „Neu Essen“ sowie weiteren ehemaligen Werken eine der drei Urzellen des heutigen MAN-Konzerns, dessen Stammwerk in Sterkrade damals noch nicht zu Oberhausen zählte. Dafür gehörte nun das bereits erwähnte Walz- und Puddelwerk in der Lipperheide zum Kammerbezirk. Ebenso das 1853 von der Hüt-





tengewerkschaft Jacobi, Haniel & Huysen unmittelbar an der „Cöln-Mindener-Eisenbahn“ gegründete „Coacks-Ofenwerk“, ein Hochofenbetrieb, der später Teil der GHH-Eisenhütte I wurde, und nicht zuletzt die beiden 1854 von der gleichen Hüttengewerkschaft abgeteuten Schächte 1 und 2 der Zeche Oberhausen. Nach wie vor ohne Kammervertretung blieb neben Sterkrade, das noch zum ehemaligen Herzogtum Cleve zählte, auch das benachbarte Osterfeld, seinerzeit dem westfälischen Vest Recklinghausen zugerechnet.

Dieser Situation begegnete die Gutehoffnungshütte, indem sie 1873 den Sitz ihres Unternehmens nach Oberhausen an die heutige Essener Straße verlegte, dabei freilich die Produktion im Sterkrader Stammwerk unvermindert weiterbetrieb.

„Damit blieben die Kammerbezirke und -zuständigkeiten fast 30 Jahre lang unverändert“, rafft Beckmann die Geschichte der industriellen Entwicklung und wirtschaftlichen Selbstverwaltung im mittle-

Die 1753 gegründete „St. Antony-Hütte“ in Oberhausen-Osterfeld beherbergt heute das GHH-Archiv.

ren Ruhrgebiet: „Bis Oberhausener Unternehmen 1901 allen Zentralisierungs-Diskussionen zum Trotz die Lösung von der Mülheimer Kammer forderten und im gleichen Atemzug die Errichtung einer eigenen Interessen-Vertretung beantragten.“

Wortführerin war die Gutehoffnungshütte, deren örtlich dicht beieinanderliegende Betriebe nicht weniger als vier verschiedenen Handelskammern angehörten: nämlich Essen, Mülheim, Münster und Ruhrort. Die Oberhausener hofften nun auf die Gründung einer eigenen Handelskammer, deren Zuständigkeit sich nicht nur auf das eigene Stadtgebiet erstrecken sollte, sondern auch auf die Bürgermeisterei Sterkrade, das zehn Jahre zuvor aus Bottrop ausgegliederte Amt Osterfeld, die Gemeinde Alstaden, die Ortschaft Frintrop sowie das Flurstück Waldteich.

Ausführlich begründeten die Antragsteller, daß sich Oberhausen zu



Am 15. Mai 1847 konnte die Ruhrgebietsstrecke der Cöln-Mindener-Eisenbahn-Gesellschaft vollendet und die Station Oberhausen eröffnet werden. Die Strecke durchquerte die Lipperheide in Sichtweite des Neu-Essen-schen Eisenhammers und des Walz- und Puddelwerks Oberhausen an der Emscher.

einem Schwerpunkt in diesem Raum herausgebildet habe und längst zu einem so bedeutenden Handelsplatz geworden sei, daß die „Vertretung der Interessen von Handel und Industrie dem in vielfacher Beziehung rivalisierenden Nachbarn Mülheim nach Ansicht der Oberhausener Gewerbetreibenden nicht mehr länger zugestanden werden könne.“ Zudem sei auch ein lokaler Zusammenhang mit dem gut fünf Kilometer entfernten Mülheim „als nicht mehr vorhanden zu betrachten“.

„Separationspläne“

Während andernorts der Vorschlag des Essener Kammerpräsidenten und „Geheimen Finanzrates“ Hanns Jencke diskutiert wurde, „alle im rheinisch-westfälischen Industriebezirk bestehenden lokalen Handelskammern zu einer großen, dann viel wirksameren Interessenvertretung des gesamten Ruhrreviers zu vereinigen“, stießen die Oberhausener Ideen naturgemäß



Altmarkt Oberhausen um 1890

auf wenig Gegenliebe. Nach mehrjährigem Ringen mit wechselnden Koalitionen zog der Berliner Minister für Handel und Gewerbe am 5. Dezember 1910 mit dem Erlaß einer Verfügung zur Gründung der „neuen Handelskammer für die Kreise Essen, Mülheim (Ruhr) und Oberhausen“ einen Schlußstrich unter die „Separationspläne“.

Der neue Handelskammer Bezirk hatte eine Fläche von fast 30 500 Hektar mit einer Wohnbevölkerung von knapp 790 000 Personen. Durch die kommunale Neuordnung 1929 mit der Eingemeindung

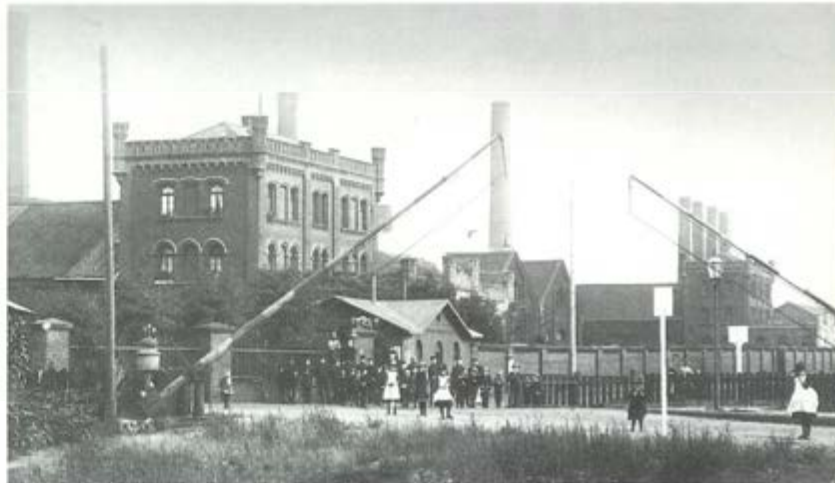
Sterkrades und Osterfelds wuchs Oberhausen auf 7 700 Hektar mit 192 000 Einwohnern und der Kammerbezirk umfaßte endlich das gesamte Stadtgebiet.

„Die Jahre dazwischen werden durch den Ersten Weltkrieg, Reparationen, Inflation, die französische Besetzung des Ruhrgebietes sowie kommunale Notprogramme und Massnarbeitslosigkeit geprägt“, erklärt Beckmann. Auf die „Gleichschaltung“ der Industrie- und Handelskammern – so seit



Im Winkel zwischen der Essener Straße und der Köln-Mindener Bahnlinie legten Jacobi, Hamel & Huyssen 1853 ein „Coacks“-Ofenwerk an, das später Teil der

Eisenhütte 1 der GHH wurde. 1855 konnte der erste Koksbochfen angeblasen werden, womit die Roheisenerzeugung nach Oberhausen zurückkehrte.



Mitten in der heutigen Altstadt Oberhausens, etwa im Bereich der Post, des Euro-pahauses und Umgebung, in unmittelbarer Nähe der Station Oberhausen der Köln-Mindener-Bahn, siedelte sich 1857 das von Ernst Nedelmann und Daniel Morian gegründete Puddling- und Walzwerk der Aktiengesellschaft für Eisenindustrie, Styrum, an. Das Foto von 1890 zeigt vor den Gebäuden des Werkes den durch Schranken gesicherten Abzweig der Roland-Bahn.



wiedereingeführten Kammerrechts die erste Nachkriegswahl zur IHK-Vollversammlung statt“, beschreibt Klaus Beckmann den Neuanfang zu einer Zeit, die von Demontagelisten und alliierter Kontrolle in den wenigen nicht zerstörten Betrieben geprägt war.

„Wirtschaftswunder“

In der Jubiläumsausgabe der Kammer beschreibt der stellvertretende Hauptgeschäftsführer Rolf H. Nienaber die nächsten Jahre wie folgt:

Auch die Gutehoffnungshütte in Oberhausen stand 1947/48 gleich zweimal auf der Demontage-Liste, einmal mit einem Teilbetrieb des Hüttenwerks (HOAG) und zum anderen mit dem Werk Sterkrade. Das Foto zeigt das GHH-Werk II in Sterkrade im Jahre 1945.

Oberhausen-Sterkrade. Bahnhofstraße 1948



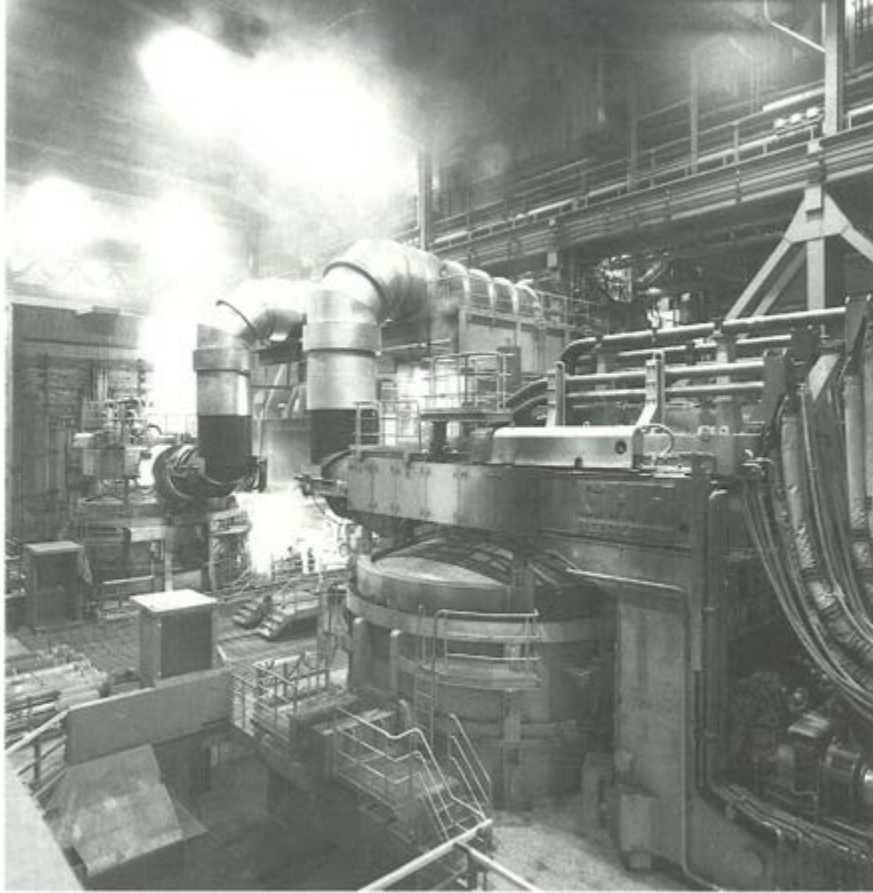
„Das Ende der Bewirtschaftung und die Freigabe der Preise gaben neue Impulse für eine beispiellose Aufbauleistung, die auch und gerade durch ein vertrauensvolles Zusammenwirken der Sozialpartner möglich wurde.“ Rückgrat dieser heute als „Wirtschaftswunder“ bezeichneten Entwicklung waren nach seinen Worten der Bergbau und die Stahlindustrie an Rhein und Ruhr.

Doch die Hochkonjunktur schwächte sich schon Ende der 50er Jahre ab. Mit der Kohlekrise begann das Zechensterben, in dessen Strudel auch viele andere Wirtschaftszweige gerieten. Allein im Bergbau verlor der Kammerbezirk binnen zwanzig Jahren rund 70 000 Arbeitsplätze, den Stellenabbau in den Hüttenwerken und damit verbundenen Kokereien sowie Zementfabriken noch gar nicht mitgerechnet.

1924 die gesetzliche Bezeichnung – in den Jahren 1933 und 34 folgte das düsterste Kapitel der IHK-Chronik, in dem von einer Selbstverwaltung der Wirtschaft nicht mehr die Rede sein konnte.

Sowohl das Essener Kammerge-

bäude als auch die Mülheimer Zweigstelle wurden im Krieg völlig zerstört. Nur an der damaligen Kronprinzenstraße in Oberhausen konnte man die Geschäfte behelfsmäßig weiterführen. „Am 12. Juni 1947 fand auf der Grundlage des



Mittlerweile ist das Bergwerk Osterfeld die letzte fördernde Schachthanlage im Kammerbezirk. „Der tertiäre Sektor hat sich mit 208 000 von insgesamt 416 000 Beschäftigten im Kammerbezirk längst zum größten Arbeitgeber entwickelt, weit vor Industrie und Handwerk mit zusammen 133 000“, zitiert Beckmann aus dem jüngsten statistischen Jahrbuch der Kammer. „Diesen Umstrukturierungsprozeß hat die Essener IHK durch eigene

Die Thyssen Niederrhein AG in Oberhausen hatte im September 1979 den letzten Hochofen ausgeblasen und die Stahlerzeugung auf neue Verfahren umgestellt. Im Februar 1980 ging ein neues Elektrostahlwerk in Betrieb, hier im Bild die Ansicht der beiden Elektrolichtbogenöfen mit Abgasleitungen.



Synthesegasanlage Ruhr (SAR) der Ruhrchemie AG in Oberhausen-Holten, an der die Ruhrchemie sowie die Ruhrkohle Öl und Gas GmbH je zur Hälfte beteiligt sind. Das Foto zeigt die Anlage im Herbst 1986.

Aktivitäten von der Wirtschafts- und Technologieförderung bis hin zur Unternehmensberatung begleitet.“ Dadurch sei sie längst aus der Rolle des Selbstverwaltungsgorgans mit Gutachterfunktion in eine aktive mitgestaltende gewechselt, ergänzt der „Strukturbeauftragte“ – und ist mit dieser Funktion das personifizierte Beispiel für die Bemühungen der Kammer, „Oberhausen in einen wirtschaftlichen Tausendfüßler zu verwandeln“. Nur so kön-

ne man sich gegen neuerliche „monostrukturelle Verwerfungen“ wirksam schützen. „Knickt eines der Beine ein, weil es in dieser Branche kriselt, wird das Gewicht immer noch von vielen anderen Beinen getragen.“

Die Chancen dafür sind nach Auffassung des Wirtschaftsexperten „ganz hervorragend“: Zwar gelte Oberhausen innerhalb des Kammerbezirks immer noch als das „Sorgenkind“, allerdings hätte sich die Ausgangslage sowohl in Essen als auch in Mülheim, wo der Strukturwandel des Ruhrgebiets begann, mit einem traditionell viel größeren Anteil des Dienstleistungsgebietes auch einfacher dargestellt.

nungen angehört“, erklärt Beckmann. 1989 hatte sein Haus schon mehr Anträge aus Oberhausen als aus der nahezu dreimal größeren Stadt Essen zu bearbeiten, und seit 1987 hat sich die Zahl der dabei bewegten Summen jährlich fast verdoppelt – auf zuletzt rund 240 Millionen Mark.

Eigendynamik

Vielleicht erweise es sich in naher Zukunft sogar noch als günstige Fügung, daß der Strukturwandel gegenüber anderen ehemaligen Montanstandorten ein wenig zeitverzögert einsetzte. „Denn damit fällt er voll in die wirtschaftliche Hochkonjunktur und in eine Phase, in der das Ruhrgebiet für Investitio-

nicht einmal zu träumen gewagt. Für weitere Entwicklungen in dieser Richtung gibt es mit dem Thyssen-Gelände, dem Schlackenberg an der Mülheimer Straße, der Zeche Osterfeld und den ehemaligen GHH-Flächen beiderseits der Bahnhofstraße in Sterkrade hervorragend gelegene und erschlossene Gewerbegrundstücke.“ Begünstigt wird die Situation nach Beckmanns Auffassung noch durch eine Reihe positiver Standortfaktoren, die durch die Pläne der kanadischen Familie Ghermezian „auch den internationalen Qualitätsstempel“ bekamen: die Masse der Menschen im näheren Umkreis als potentielle Kunden oder hervorragend ausgebildete Fachkräfte, eine optimale Lage im Herzen Europas bei ausgezeichneten Verkehrsanbindungen und stabile Einkommensverhältnisse, die Investitionen zu lohnen versprechen.

Allerdings warnt Beckmann davor, nur auf die „großen Investoren“ zu hoffen: „Fünfzig kleine oder mittelständische Unternehmen sind mir lieber, als ein großes.“ Denn dadurch würde die Wirtschaftsstruktur breiter gefächert und die Stadt gegenüber konjunkturellen Schwankungen besser gefeit. Nicht zuletzt gelte es, das zu Unrecht schlechte Image der Stadt aufzupolieren und das äußere Erscheinungsbild weiter zu verbessern. „Hier bieten das neue Stadtmarketing, die Internationale Bauausstellung Emscherpark und die für 1999 geplante Landesgartenschau hervorragende Ansätze.“ Darum ist Klaus Beckmann, der beileibe nicht als Zweckoptimist gilt, guter Dinge, „daß Oberhausen schon am Ende des Jahrzehnts gegenüber der Ausgangslage Ende der 80er Jahre kaum noch wiederzuerkennen sein wird.“



Die im Oktober 1934 errichtete Zweiggeschäftsstelle der Essener Kammer in Oberhausen befand sich bis zum 15. Dezember 1989 im Kaufmannsbaus mit wechselnden Adressen: früher Kronprinzenstraße, dann Josef-Göbbels-Straße, Krummer Weg, zuletzt Havensteinstraße 30.

„Doch die Zahlen sprechen für Oberhausen!“ Angefangen bei der mittlerweile niedrigsten Arbeitslosenquote aller Ruhrgebietsstädte mit mehr als 200 000 Einwohnern bis hin zur Investitionsbereitschaft der Unternehmer. „Als Gutachter wird die Kammer bei allen Anträgen auf öffentliche Finanzierungshilfen für Betriebsgründungen, -verlagerungen oder -modernisie-

ren in zukunftssträchtige Industrien so interessant wie schon lange nicht mehr ist.“ So entwickle es längst eine neue Eigendynamik, die die meisten alten Klischees dieser Region weit hinter sich läßt.

„Film- und Medienstandort, Umweltschutzzentrum, eine Vielzahl von wissenschaftlichen Instituten – davon hätte man vor drei Jahren, auf dem Höhepunkt der Krise noch

KLINGENDE VISITENKARTE

*Privatfunk mit „radio nrw“
und „Antenne Rubr“*

KLAUS MÜLLER

Ehrlich gesagt: Es klang wie ein Aprilscherz! Ganz egal, ob die Hausfrau und Mutter von zwei Kindern in Mettmann beim großen Hausputz ihr Radiogerät auf die Frequenz 106,7 einstellt oder der Inhaber einer Mönchengladbacher Schreinerei auf dem Weg zur Baustelle die Zahl 90,1 auf dem Display seines Autoradios abliest; ob im idyllischen Schmallenberg im Hochsauerlandkreis die Büro-Sekretärin sich auf 89,1 den Arbeitsalltag musikalisch untermalen läßt oder Herbert Grönemeyer über 105,0 „vor Ort“ seine Heimatstadt Bochum in Form des gleichnamigen Hits besingt; ob – warum eigentlich in die Ferne schweifen? – der Duisburg-Rheinhausener Hüttenarbeiter nach einem harten Tag Entspannung auf 92,2 sucht oder der Oberhausen-Holtener Chemie-Laborant mittels 104,0 die aktuellsten Nachrichten sowohl aus seiner Stadt als auch aus aller Welt in Erfahrung bringen möchte: Sie alle soll-

ten, so das Ziel, ein Programm für ihr Land, für Nordrhein-Westfalen, empfangen können. Vom 1. April 1990 an, und dies ausgerechnet von einem Sender, der seine Studios an der Essener Straße in Oberhausen aufschlägt.

Ein Aprilscherz? Beileibe nicht! Just zu diesem Datum nahm nämlich tatsächlich „radio nrw“ vom ehemaligen Hauptsitz des GHH-Aktienvereins aus seinen 24stündigen Sendebetrieb auf. Für die Hausfrau, für den Schreiner und für den Chemie-Laboranten gleichermaßen, die von diesem Zeitpunkt an im bevölkerungsreichsten Bundesland ein flottes, informatives Radio-Programm erwartete.

Es hatte lange gedauert, bis das ehrgeizige Projekt eines „Rahmenprogramms“, das immer dann zu hören ist, wenn die entsprechenden Lokalsender sich „ausklinken“, um die nächsten regionalen Sendungen aus den Städten und Kreisen gewissenhaft vorzubereiten,

Wirklichkeit wurde. Über drei Jahre strichen im wahrsten Sinne des Wortes „ins Land“, bis nach der Verabschiedung des Landesrundfunkgesetzes die Weichen für einen zu diesem Zeitpunkt in anderen Bundesländern – wie beispielsweise Schleswig-Holstein – schon überaus erfolgreich betriebenen „Lokal-funk“ gestellt waren.

Als schließlich „grünes Licht“ gegeben wurde, tauchte die große Frage auf, wo denn zukünftig das „Rötlicht“ aufleuchten sollte, das „auf Sendung“ geschaltete Mikrofone signalisiert. Kein Zweifel: Für den Hauptsitz des nordrhein-westfälischen Rahmenprogramm-Senders waren angesichts wie Pilze aus dem Boden schießender „Medien-parks“ schnell Standorte wie Köln oder Düsseldorf in aller Munde. Doch erstens kommt es anders, und

*Vor der Parabol-Antenne von
„radio nrw“: Dr. Klaus Klenke
und Helmut G. Bauer.*



zweitens. ... – kurzum: Die Wahl fiel auf Oberhausen, was neben dem spektakulären HDO-Projekt in der Osterfelder Kokerei der einstigen „Wiege der Ruhrindustrie“ zu einem nicht zu verachtenden Schub in Richtung „Medienstandort Nummer 1“ verhalf.

Und so stehen mittlerweile dort, wo bislang Relikte einstiger Schwerindustrie der Gutehoffnungshütte den weißen Marmorboden in der schmucken Villa an der Essener Straße zierten, supermoderne Sendestudios, Regieräume, Schneideplätze und Redaktionsbüros. Und die Chefetage von „radio nrw“ mit Programm-Direktor Dr. Klaus Klenke – ja, das ist der, den Sie vielleicht noch aus der „Aktuellen Stunde“ des regionalen WDR-Fernsehprogramms vom Mo-

Modernste Technik in den Studios des lokalen Rundfunk-Senders „Antenne Ruhr“.



deratorenpult her kennen! – und Geschäftsführer Helmut G. Bauer an der Spitze fühlt sich in Oberhausen nach anfänglichen Bedenken mittlerweile äußerst wohl.

„Die Zusammenarbeit mit der Oberhausener Stadtverwaltung klappte bestens, ein jeder ist von dem überaus repräsentativen Gebäude, in dem wir hier arbeiten, begeistert, und der Menschenschlag des Ruhrgebietlers, na, den lernte ich als gebürtiger Bochumer schon von Kindesbeinen an lieben und schätzen“, zieht Klenke nach nur neun Monaten eine rundum positive Bilanz.

Rahmenprogramm

Bauer steht dem in geschäftlicher Hinsicht in nichts nach: Nachdem zum 1. April 1990 lediglich „Radio





*Das Logo
des neuen
Radios. – Das
alte und neue Studio von
„radio nrw“ an der Essener Straße.*



DU“, also der Lokalsender unserer Nachbarstadt Duisburg, gleichzeitig „on air“ ging und damit zu gewissen Tages- und Nachtzeiten einzi-

ger Abnehmer des 24stündigen Rahmenprogramms war, strahlt „radio nrw“ – wie eingangs beschrieben – seine Sendungen heute schon in 16 übers ganze Land verstreute Städte und Kreise aus – und viele weitere sollen, ja werden in den kommenden Monaten noch folgen. Kein Wunder also, daß Oberstadtdirektor Dieter Uecker die Ansiedlung des rund 60köpfigen Teams von „radio nrw“ als „wichtigen Teil einer neuen Visitenkarte der Stadt Oberhausen“ bezeichnete.

Und diese „Visitenkarte“ zieht immer breitere Kreise: Nicht nur, daß „radio nrw“ eine eigene Mannschaft nach Italien schickte, um die Hörer brandaktuell über rundum alles in Sachen „Fußball-Weltmeisterschaft“ zu informieren. Wer im kommenden Jahr seine „schönsten Wochen des Jahres“ in einem Urlaubs-Hotel in der Türkei oder in Italien verbringt, das über eine eigene Satelliten-Empfangsanlage verfügt, braucht auch hier auf das sicher schon liebgewonnene, im ferneren Oberhausen produzierte Programm nicht zu verzichten. Eine zusätzliche „Riesen-Salatschüssel“ an der Essener Straße macht's möglich.

„NRW-Profil“, „Passage“, „Sound-Check“ oder „Nacht-Café“, um nur einige Titel zu nennen, sind die Sendungen überschrieben. Wer dabei die sonst üblichen, so genannten Stationsdurchsagen à la „Hier ist ‚radio nrw‘ mit der Sendung ...“ erwartet, wartet vergeblich. Die Phi-

losophie des landesweiten Rahmenprogramm-Anbieters sieht ein „No Name-Produkt“ vor. Was sich hinter diesem ominösen Begriff verbirgt? Ganz einfach: Dem Hörer von welchem Lokalsender auch immer soll das Gefühl vermittelt werden, daß „sein“ Radio rund um die Uhr sendet. Auf diese Weise fällt es dem Laien gar nicht auf, wenn sich die Radiostation „vor Ort“ tagsüber stundenweise oder des nachts komplett „ausklinkt“ und auf die Sendungen von der Essener Straße zurückgreift.

Dieses ungemein praktischen Hilfsmittels bedient sich selbstverständlich auch „Antenne Ruhr“, der am 1. September mit einem großen Radio-Fest „auf Antenne“ gegangene Lokalsender für die Städte Oberhausen und Mülheim. Denn dort, wo das Rahmenprogramm produziert wird, sollte es natürlich ebenfalls ein „eigenes“ Radio geben. Gibt es nun seit knapp vier Monaten auch. Sechs fest angestellte Redakteure mit Chefredakteur Jo Straeten an der Spitze sowie einer ganzen Schar freier Mitarbeiter sorgen tagtäglich auf den Frequenzen 104,0 und 92,9 dafür, daß jeder Oberhausener und Mülheimer über alles, was sich in seiner Stadt Interessantes tut, so schnell und aktuell wie möglich informiert wird.

Experten-Telefon

Beim „Morgen Express“ zwischen 6 und 9 Uhr fungieren Schlagzeilen, Veranstaltungstips, eine „Job-Börse“ und natürlich flotte Musik als „Fröhlicher Wecker“ und Muntermacher für den unterhaltsamen Radiotag mit „Antenne Ruhr“. Wer beispielsweise schon immer seiner Mutter „live und in Farbe“ die herzlichsten Geburtstagsgrüße über den Äther in die gute Stube schicken wollte, findet jetzt bei der Sendung „Ohne Vor-



*Eberhard Feik (l.) beim
Sendestart im Gespräch mit
„Antenne“-Chef Jo Straeten.*

wahl“ zwischen 9 und 10 endlich Gelegenheit dazu. Direkt im Anschluß hieran nimmt sich das „Pinn-Wand“ betitelte Service-Programm zwischen 10 und 12 Uhr Tag für Tag eines interessanten Themas an, wobei jeder Hörer auch hier buchstäblich „ein Wörtchen mitzureden hat“, wenn er Rat und Hilfe beim „Experten-Telefon“ sucht.

Ohne Zweifel wichtigster Part eines jeden Lokalradios ist eine Sendung, in der sämtliche Ereignisse des Tages, kurz und prägnant in Windeseile aufbereitet, ausgestrahlt werden. So der Fall bei „Antenne Ruhr Aktuell“, wo es zwischen 16 und 18.30 Uhr heiß hergeht. Live-Schaltungen in laufende Ratssitzungen, Interviews mit dem Schützenkönig, der erst vor wenigen Minuten „den Vogel abschoß“, und – apropos „schießen“ – Sonntagnachmittag brandaktuelle Informationen beim „Sport-Club“ darüber, welcher Fußballer unseren Verbandsligisten Rot-Weiß Oberhausen gerade eben in Führung schoß, laden förmlich dazu ein, „auf Empfang“ zu gehen.

Wichtiger und deshalb auch gesetzlich vorgeschriebener Bestandteil eines jeden Lokalradio-Pro-

gramms ist der „Bürgerfunk“. Wer hat sich nicht schon mal über die Themenauswahl des von ihm gehörten Rundfunk-Senders aufgeregt? Wer wollte nicht schon mal gerne „Programm-Direktor“ spielen und endlich das zur Sprache bringen, was ihn am meisten bewegt? Wer hat nicht schon mal ernsthaft mit dem Gedanken gespielt, ganz einfach selbst zum Mikrofon zu greifen und wem auch immer zu welchem x-beliebigen Thema auch immer ganz gehörig die „Meinung“ zu sagen? Mit dem Sendestart von „Antenne Ruhr“ heißt es jetzt schlicht und ergreifend: „Bitteschön, tun Sie's doch!“ Gute eineinhalb Stunden, und dies tagtäglich, bietet der Oberhausen-Mülheimer Lokalsender seinen Hörern hierzu mit dem „Offenen Kanal“ die Gelegenheit.

Bürgerfunk

„Hörer machen Programm“ schimpft sich reichlich hochtrabend so etwas nur allzu häufig bei den öffentlich-rechtlichen Radiostationen, da letztendlich doch immer noch ein Redakteur seine Fin-

ger im Spiel, das heißt an den Mikrofon-Reglern hat. Nicht so beim „Bürgerfunk“: Hier ist „jedermann“ dazu eingeladen, ein fertiges Programm abzuliefern, das er entweder bei sich zu Hause im „stillen Kämmerlein“ aufgezeichnet hat oder aber – wenn die Technik nicht ausreicht, und wer hat schon ein Mikrofon zur Hand? – mit tatkräftiger Unterstützung spezieller Fördervereine wie beispielsweise „Radio Ruhr“ oder „Radio Freies Emserland“ produziert hat. Bei aller technischen Hilfestellung ist aber eines garantiert: Ob man nun den eigenen Skatverein einer breiten Öffentlichkeit vorstellen oder aber eben diese über selbst erlebte Schildbürgerstreiche der Stadt informieren möchte – der Ideenviel-falt sind keinerlei Grenzen gesetzt, eine Zensur findet nicht statt.

Oberhausen – diese Stadt befindet sich mitten im Strukturwandel. Den Trend – weg vom Industrie-, hin zum Umwelt-Standort Nummer 1 – kann man nicht nur angesichts verschwundener Fördertürme und ehemaliger, mittlerweile umfunktionierter Produktionsstätten der Schwerindustrie schon seit geraumer Zeit sehen. Den Trend – weg von der medienpolitischen „grauen Maus“, hin zum Privatfunk-Standort Nummer 1 – kann man dank „radio nrw“ und „Antenne Ruhr“ jetzt auch hören. Wer ist da nicht „ganz Ohr“?



ES BEGANN AUF DEM STANDESAMT

Szenen einer Städte-Ehe

HANS-WALTER SCHEFFLER

„Das Ziel der Einheit Deutschlands wird häufig mit dem Wort „Wiedervereinigung“ bezeichnet. Diesem Wort wird zuweilen ein restaurativer Sinn unterlegt, den ich für sehr problematisch halte. Wir wollen ja nicht wieder zurück in einen Zustand politischen Fühlens, Denkens und Handelns, der unser Volk im demokratischen Europa isolierte, vor dem dieses Europa Furcht empfand. Wir wollen ja nicht wieder zurück zu Regierungsformen, zu Staatsverständnissen, wie sie im römisch-deutschen, im wilhelminischen oder gar im sogenannten „Dritten Reich“ geherrscht haben. Es ist wahr, die Worte Nation, Volk und Vaterland sind fürchterlich mißbraucht worden. Aber darf das ein Grund sein, aus unserer Jugend die Trauer über die Teilung Deutschlands hinauszukritisieren oder die Jugend in Unkenntnis über das zentrale Problem ihres Volkes zu lassen? Man kann von Deutschland in einem friedlichen, freiheitli-

chen Sinn reden. Man braucht dabei nicht in Hitlers Haßgeschrei oder in Kaiser Wilhelms Hurra-Patriotismus zu verfallen. Und wer es noch nicht kann, der sollte es bald lernen.“

(Bundespräsident Walter Scheel am 17. Juni 1978)

Der Rundfunksprecher zeigt an diesem Vormittag im Dezember 1989 Galgenhumor; er verkündet „das Wetter für Demonstrationen und Kundgebungen aller Art“. Einen Steinwurf weit vom Rathaus der 42 000 Seelen zählenden Stadt Freital entfernt, ist im Zeitschriftenladen um 10 Uhr die „Sächsische Zeitung“ (SZ) schon längst vergriffen. „Das hat es früher nur gegeben, wenn wegen Papiermangels nicht genügend Exemplare gedruckt worden waren“, erläutert deren Redaktionsleiterin Margret Günther. Der Titelkopf der SZ trägt jetzt einen neuen Namen: aus dem „Organ der Bezirksleitung Dresden der Sozialistischen Einheitspartei“ wurde

die „Sozialistische Tageszeitung für den Bezirk Dresden“. Die liest sich seit Wochen wie ein Kriminalroman: „Früher“, verrät ein Leser, „habe ich die Zeitung von hinten nach vorn gelesen, nach der Wende las ich sie von vorne nach hinten, jetzt weiß ich bald nicht mehr, was ich noch glauben soll. Die Leute beschimpfen sich nur noch gegenseitig.“

„Alles geht so rasend schnell, ich habe manchmal selbst Mühe, da mitzukommen“, gesteht Bürgermeister Walter Daehn. Für den SED-Mann sind dies harte Wochen: „Die Leute pfeifen oft, weil sie keine Argumente mehr hören wollen, wenn sie an die Parteizugehörigkeit denken.“

Die Revolution galoppierte auch nach Freital, bis zur Reform-Hochburg Dresden sind es gerade fünf Kilometer. Am 1. November sind die Freitaler erstmals auf der Straße gewesen, die „Gruppe der 20“, später die der 25, wurde gebildet, um mit den Vertretern des Rates zu verhandeln. Eine Woche später demonstrierten schon 10 000, eine Krankenschwester bezeichnete die eigene Stadt als „beschämend, schmutzig und niveaulos“. Andere aufgebrachte Bürger forderten, „keinen Fahnenappell in der Schule mehr, keine militärischen Geländespiele, die Aufarbeitung von weißen Flecken in der Geschichtsschreibung, keine Gängelung und Bevormundung“.

Der Bürgermeister räumte ein, daß es 2 000 Wohnungssuchende in Freital gebe, ein SED-Funktionär sprach davon, daß es schmerze, wenn 600 Bürger aus dem Kreis Freital in die BRD übergesiedelt seien, weitere 900 Anträge lägen vor. Eine „rote Wolke“ treibt viele Freitaler zur Verzweiflung: seit zehn Jahren plant das Edlstahlwerk, größ-

ter Arbeitgeber der Stadt, eine neue Entstaubungsanlage, zu endgültigen Entscheidungen kam es bisher aber noch nicht. Die Bevölkerung stöhnt unter der schlechten Luft. Jetzt berichtet die SZ von „Stunden der Ehrlichkeit“ in der Stadtverordnetenversammlung: „Bürgermeister Daehn sprach nicht nur von Vertrauensverlusten zwischen Rat und Bürgern, er nannte auch Ursachen: Wir haben zu verantworten,

harmloser Personalbogen verbirgt. Gerade ein Jahr ist es her, daß in der Silvesternacht bei einem Privatbesuch in Freital der Gedanke geboren wurde, eine Partnerschaft zwischen den beiden Montanstädten anzustreben. Keine Schnapsidee, eher ein zunächst aussichtslos erscheinender Versuch, mehr praktische Solidarität zu leisten. Jetzt nimmt das „kleine Wunder“ seinen Lauf. Das dreitägige Besuchspro-

gramm ist dicht gedrängt, reicht von der Besichtigung des Edelstahlwerks, wo die Oberhausener über die mangelhaften Arbeits- und Umweltbedingungen nur den Kopf schütteln können, bis hin zum festlichen Abschluß, dem Besuch der Semper-Oper in Dresden. Die Gastgeber geben sich schonungslos offen, die SED/PDS, die in der Freitaler Stadtverordnetenversammlung über die absolute Mehrheit verfügt, nimmt in Kauf, daß Vertreter des „Neuen Forum“, der neugegründeten SPD und der „Gruppe der 25“ an den Gesprächen beteiligt werden.

Der Handlungsspielraum der Stadt ist eng genug: Der Jahresetat von 37 Mio. Mark weist nur sechs Mio. eigene Einnahmen aus, 23 v.H. der Bevölkerung sind Rentner. Zwischendurch immer wieder Schlaglichter einer jahrzehntelangen sozialistischen Murkswirtschaft: In dieser Woche sind dem Rathaus 40 Rohrbrüche gemeldet



Anfang November 1989 gingen die Freitaler erstmals auf die Straße; dabei wurden bis zu 10.000 Demonstranten gezählt.

Hier spricht das Volk! Wandzeitung in Freital.

daß wir nicht genug von unseren Rechten Gebrauch gemacht haben, wenn es um die Durchsetzung eigener Beschlüsse ging, daß wir aus einer falsch verstandenen Staatsdisziplin heraus zuließen, Eingriffe in Bilanzen vorzunehmen, und Argumenten folgten, daß Forderungen an die übergeordneten Leitungen dem gemeinsamen Anliegen zuwiderlaufen würden.“

„Wir sprechen zwar dieselbe Sprache, aber manchmal haben wir doch Verständigungsprobleme“, resümiert Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond Mitte Januar 1990 im Freitaler Rathaus. 630 km vom Galgenberg entfernt, lernt die Oberhausener Ratsdelegation hinzu, daß ein Wartekollektiv die sarkastische Umschreibung für eine Anstehschlange vor Geschäften ist und sich hinter einer Kaderakte ein



worden, aber es fehlt an Handwerkern, es mangelt an Dachdeckern und Schrägaufzügen, um einen wirksamen Kampf gegen die marode Bausubstanz aufzunehmen. Zehn Müllkippen produzieren die Altlasten von morgen, das Gesundheitswesen ist krank, die überzogene Subventionspolitik vieler Jahre rächt sich bitter: „Im Sommer haben manche das Wasser aus den Schläuchen für das Kühlen der Bierflaschen laufen lassen, es kostete ja nichts. Bananen und Schlangengurken sind die absoluten Renner“, berichtet die freundliche Familie Stummer, Besitzer eines der wenigen privaten Lebensmittelgeschäfte, und schildert den jahrelangen Kampf um den eigenständigen Weg: „Sie haben uns vorgeworfen, daß wir mit unserer Schaufensterauslage die Leute zum Kaufen überreden wollten, ja, was sollten wir denn sonst tun?“ Im Edelstahlwerk trällert Nena aus einem Kofferradio: „Wunder gescheh'n . . .“

An symbolträchtigem Ort, nämlich im schmucken Standesamt des Freitaler Rathauses, unterzeichnet Oberbürgermeister van den Mond am 16. Januar die Vereinbarung über die neue Städte-Ehe, am 26. März kommt es zur Paraphierung im Oberhausener Rathaus. Freital ist nach Middlesbrough und Saporshje dritte Partnerstadt. Dabei greift van den Mond das Wort Willy Brandts auf und äußert die Hoffnung, daß die neue Partnerschaft mithelfen werde, „zusammenwachsen zu lassen, was zusammen gehört“.

Der Ratsvorsitzende ruft Repräsentanten aller gesellschaftlichen Kräfte der Stadt zum Gespräch an den „runden Tisch“, um Hilfsmaßnahmen für Freital zu koordinieren, der „Freundeskreis Freital“ gründet sich und will den Aus-

tausch von Bürgern zwischen den beiden Städten fördern.

„Wir alle haben wohl gespürt, wie lebendig diese Städtepartnerschaft auch jenseits des Offiziellen ist“, mit dieser Botschaft kommt der Geschäftsführer des Verkehrsvereins Oberhausen, Klaus Strathmann, Ende Juli aus Freital zurück. Untergebracht ist diese erste nichtoffizielle Oberhausener Besuchergruppe im Gästehaus des Edelstahlwerks Freital im benachbarten Tharandt. In ihrem Gepäck wird sich später die Erkenntnis befinden, daß Freital und seine attraktive Umgebung

Ein Helau auf die neue Städtepartnerschaft kam von Oberhausener Karnevalisten.

stets eine Reise wert sind. Überall stößt man auf das reiche kulturelle Erbe: „Eine reizende Landpartie, weiß Gott! Da sitz' ich drei Tage und kann nicht vors Haus“, schrieb Friedrich Schiller im Frühling 1787 im Tharandter „Gasthof zum Hirsch“. Gerade verliebt in Henriette von Arnim, behielt er Tharandt trotz des schlechten Wetters in guter Erinnerung; hier vollendete er seinen „Don Carlos“. 1793 begann in Tharandt der Badebetrieb. Nachdem zwei Heilquellen entdeckt worden waren, trachteten viele geschäftstüchtige Bürger danach, eine Gaststätte zu eröffnen. Um 1900 existierten in dem gerade 3000 Seelen zählenden Städtchen sage und schreibe 24 Kneipen. So





dubiosen Gründen nicht pünktlich geliefert bekommt. „Wir sprechen zwar alle von Marktwirtschaft, aber wir beherrschen sie noch nicht“, sagt er, und die Oberhausener erfahren dies auch in Dresden am eigenen Leib. Die Preise purzeln, als gebe es jeden Tag Sommerschlußverkauf. Im „Klub der Werktätigen“ kostete gestern das Glas Radeberger Pils 1,90 DM, heute sind es 1,65 DM – und morgen? Die Kneipen müssen sich von westdeutschen Touristen ernähren, weil nach der Währungsunion die einheimischen Gä-

Blick auf die Hauptverkehrsstraße Freitals im Stadtteil Potscheppel mit dem Rathaus (oben); hier ist die Bausubstanz besonders schlecht.



ste ebenso ausbleiben wie die Besucher aus dem Ostblock. Die Serverinnen haben allerorten Probleme beim Identifizieren der neuen, westdeutschen Münzen: „Es ist schwer mit Eurem Geld“, seufzt eine im Klub der Werktätigen.

Die Prager Straße, der Nobelboulevard Dresdens, ist ein einziger Rummelplatz. „Den Ramsch, den sie bei Euch nicht mehr loswerden, wollen sie uns jetzt andrehen“, beklagt sich die Reiseführerin bitter. An allen Ecken wird für westdeutsche Produkte geworben, die Leute stehen wieder Schlange: vor Eisständen und Pommeshuden. Die Mohrenköpfe können auch in Pfennigen bezahlt werden. Westdeutsche Banken und Gebrauchtwagenhändler schießen selbst im kleinen Freital wie Pilze aus dem Boden. Überall flattern Schwarz-Rot-Gold und das sächsische Grün-Weiß an den Hauswänden. Als neues Emblem einer DDR-Vereinigungsfahne empfiehlt die Reiseleiterin 40 Äpfel und eine Kerze: „40

entstand unter anderem auch das „Hotel zum Bade“, das heute das Gästehaus des Edelstahlwerks Freital ist. Auch Goethe kehrte hier schon ein, 1813.

Die Gastronomie ist jetzt wieder Gradmesser für die Aufbruchstim-

mung. Der „Hirsch“ heißt heute „Schillereck“, ein junger sympathischer Wirt geht in dem 200 Jahre alten, denkmalgeschützten Gebäude neue Wege. Er offeriert westdeutsches Bier, Pizza und Nudeln, weil er die einheimischen Produkte aus

Jahre hat man uns veräppelt, jetzt geht uns ein Licht auf.“

Zu nächtlicher Stunde wird es im „Schillereck“ plötzlich ganz still. „Wollen Sie nur die Währungsunion, aber nicht die Westdeutschen?“, hat eine Oberhausenerin gefragt. Der Wirt, der wegen seines Engagements in der Evangelischen Kirche schon im Knast gesessen hat, antwortet ausweichend. Die schnelle Entwicklung habe alle überrollt, bei der Revolution habe am Ende das Geld, nicht der Ruf nach demokratischen Strukturen im Vordergrund gestanden, das räche sich jetzt. Und zu der Karriere mancher DDR-Spitzenpolitiker merkt er bissig an: „Vom Pfarrer

Silberbergbau und Silbermann-Organ, nicht nur hier stoßen die Oberhausener auf ein kulturelles und städtebauliches Schatzkästlein. Die gesamte Altstadt steht unter Denkmalschutz, aber ihr Verfall ist kaum noch aufzuhalten. „Wir einfachen Leute haben doch auch ordentlich gearbeitet. Es ist rundum beschämend“, sagt die Reiseführerin mit tränenerstickter Stimme zur Ebbe in den öffentlichen Kassen und der Ohnmacht der Denkmalschützer.

Der Oberhausener Diplom-Bergingenieur Jochem Kammerlander, Mitglied der Verkehrsvereins-Gruppe, hat an der berühmten Bergakademie 1949/50 zwei Semester studiert. Mit einem Wiedersehen hat er

sagt Klaus Strathmann. Beifall im Bus.

So klein ist die Welt: Erst nach der offiziellen Besiegelung der neuen Städtepartnerschaft wird bekannt, daß sogar gebürtige Freitaler in Oberhausen wohnen. Der Chefarzt des Sterkrader St.-Josef-Hospitals, Dr. Bernhard Arlt, absolvierte einen Teil seiner Ausbildung am Freitaler Kreiskrankenhaus; jetzt organisiert er mit dem Freundeskreis Freital Hilfsaktionen für das notleidende Hospital, im September gar eine Radtour rund um Freital. Dem Einfallsreichtum sind nun, im wahrsten Sinne des Wortes, keine Grenzen mehr gesetzt. Als im Mai die August-Bebel-Realschule und die Ge-



Das Haus der Heimat beberberg; eine interessante bergbaugeschichtliche Sammlung.

samtschule Alt-Oberhausen den ersten Schüleraustausch praktizieren, kullern auf dem Oberhausener Hauptbahnhof jede Menge Abschiedstränen. Die Karnevalisten zählen zu den ersten, die rege Kontakte knüpfen; Einzelhandel und Kreishandwerkerschaft, Gewerkschafter, Feuerwehr, Parteien, Sportler und karitative Organisationen folgen mit viel Engagement. Oberhausen, die Stadt im Umbau, will den Freitalern Orientierungshilfen für ein neues Kapitel ihrer Geschichte geben. „Wir sind nicht die Stadt, in der Milch und Honig fließen“, hat Oberstadtdirektor Dieter Uecker die sächsischen Freunde rechtzeitig vor überzogenen Hoffnungen gewarnt.

Im September zieht Uecker im Stadtrat Zwischenbilanz: „In besonderer Weise fühlt sich Oberhausen der Städtepartnerschaft zu Freital verpflichtet und in der Solidarität bei Hilfeleistungen verbunden. Aus Beständen der Stadt wurden

zum Außenminister, man kann doch nicht einfach Genscher mimen.“ Die alten SED-Köpfe auch in den Rathäusern sämtlich auswechseln? „Dann gehen hier Bomben hoch“, befürchtet er.

Letzte Station: Freiberg, auch in der Nachbarschaft Freital gelegen.

lange gezögert, jetzt fällt es um so bewegter aus. Den Abend im Gästehaus der Edelstahlwerke, die offenen Gespräche mit vielen Freitalern werden alle nicht vergessen, nächtelang haben einige diskutiert. „Mir würde es Spaß machen, jetzt häufiger nach Freital zu fahren“,



*Bei der Unterzeichnung des
Partnerschaftsvertrages:
Bürgermeister Walter Daehn (l.)
und Oberbürgermeister
Friedhelm van den Mond.*

Eine „unbefristete“ Ehe

Der Wortlaut der Vereinbarung über die Städtepartnerschaft zwischen Freital und Oberhausen, unterzeichnet am 26. März 1990 von Bürgermeister Walter Daehn und Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond:

„1. Die Städte Oberhausen und Freital begründen feierlich eine Städtepartnerschaft.

2. Es ist gemeinsamer fester Wille, durch enge und vielfältige Kontakte die Bürgerinnen und Bürger sowie alle gesellschaftlichen Gruppen beider Städte freundschaftlich miteinander zu verbinden und damit zur gegenseitigen Verständigung und zu einem gesicherten und dauerhaften Frieden beizutragen.

3. Auf der Basis von Gegenseitigkeit und Ausgewogenheit verpflichten sich beide Städte, die Beziehungen insbesondere auf kulturellem, wirtschaftlichem, sportlichem und kommunalpolitischem Gebiet so intensiv wie möglich zu gestalten. Dabei gilt den Kontakten junger Menschen die besondere Aufmerksamkeit der Partner.

4. Die an partnerschaftlichen Beziehungen interessierten Organisationen, Betriebe und Vereine werden ihre Aktivitäten unter Berücksichtigung dieser Vereinbarung und in gegenseitiger Abstimmung entwickeln.

5. Konkrete Absprachen über Maßnahmen werden jeweils für zwei Jahre getroffen.

6. Diese Vereinbarung gilt unbefristet.“

bisher zwölf Fahrzeuge zum Aufbau technischer Dienste in Freital übergeben; ein breit angelegtes Beratungsangebot wurde, in Absprache mit den Vertretern der Stadt Freital, für die Bereiche Wirtschafts-

förderung, Ver- und Entsorgung, Marktwesen, Recht, Sicherheit und Ordnung, Bauleitplanung, Finanzverwaltung, Wohnungswesen, Kultur, Bildung, Sport und Tourismus eingerichtet. Eine Landesförde-

rung hat Oberhausen bislang leider nicht erhalten.“

3. Oktober: Den Tag der deutschen Vereinigung begehen auch etliche Oberhausener mit gemischten Gefühlen; das Veto der Evangelischen Kirche hat einen ökumenischen Gottesdienst verhindert. Die neue Städtepartnerschaft ist nicht frei geblieben von politischen Aufgeregtheiten; auch in Freital, inmitten des einstmals „roten“ Sachsen, ist die CDU die dominierende Kraft geworden, neuer Bürgermeister ist Dietmar Lumpe.

Oberbürgermeister van den Mond ruft im Ebertbad zu Solidarität auf: „Wenn wir es nicht gemeinsam schaffen, ohne Neid, durch Verzicht und Solidarität in den nächsten Jahren annähernd gleiche Lebensbedingungen auch in den neuen Bundesländern herzustellen, dann stellt sich mir die Frage, ob wir von der Geschichte her die deutsche Einheit überhaupt verdient haben.“ Die an vielen Stammischen auftauchende Frage, wer die Vereinigung bezahlen solle, sei „falsch gestellt“: „Ist das Geld, das wir in der Vergangenheit für Rüstung ausgegeben haben, um uns gegenseitig abzuschotten, nicht viel sinnvoller in Transferleistungen für diese Nachbarn angelegt, um dadurch den Frieden sicherer zu machen?“

Der OB ruft dazu auf, die Städtepartnerschaft mit Freital zu einer Beziehung mit einer besonderen Qualität zu entwickeln: „Besserwisseri oder überhebliches Getue, politisch, wirtschaftlich oder ökologisch, bringt uns dabei nicht weiter, Wir sollten unsere Städtepartnerschaft unter das Bibelwort stellen: Einer trage des andern Last.“

ALLES AUS EINEM GUSS

*Fitscher gehört zur Ruhrindustrie
wie GHH und Bergbau*

HELMUT STOLTENBERG

„Von der Stirne heiß, rinnen muß der Schweiß. Soll das Werk den Meister loben, doch der Segen kommt von oben“, schrieb einst Friedrich Schiller in seinem epochalen Werk ‚Die Glocke‘. Nun, Glocken werden bei der Oberhausener Metallfirma und Buntmetallgießerei Fitscher an der Paul-Reusch-Straße zwar nicht gegossen, dafür aber hochqualifizierter Formguß, Schleuderguß und Elektro-Strangguß in Rotguß, Bronze, Messing, Bleibronze, Aluminium-Mehrstoffbronze, Reinkupferguß und Sonderlegierungen haben aus der einst kleinen ‚grauen Maus‘ – mit dem Grauguß fing es vor neun Jahrzehnten an – einen hochmodernen Betrieb mit CNC-gesteuerten Maschinen gemacht, der seine Produkte europaweit vertreibt.

Der Name Fitscher-Guß ist mit der Stadt Oberhausen als ‚Wiege der Ruhrindustrie‘ genauso verbunden wie die Gutehoffnungshütte und der Bergbau.

Bereits 1860 gründete Wilhelm Holtschneider die gleichnamige Metaldreherei, die Eduard Fitscher im Jahre 1900 übernahm und sie als Buntmetallgießerei an der Industriestraße (heute Paul-Reusch-Straße) fortführte. Neben der Graugießerei Ludwigshütte in Sterkrade und der Stahlgießerei Sellerbeck in Alt-Oberhausen kam eine neue Gießerei Fitscher auf den Markt, die dem Fortschritt bis heute offen gegenübertrat.

Nach dem Tode des Gründers im Jahre 1946 übernahm Sohn Eduard die Leitung des Unternehmens. Die umfangreichen Kriegsschäden erforderten praktisch einen Neuaufbau von Werk, Verkaufsorganisation und Kundenkreis. In dieser Zeit zeichnete sich bereits eine Spezialisierung zum Buntmetallguß ab. Anfang der 50er Jahre nahm die Firma neben der Herstellung von Formguß mehrere Schleudergußanlagen in Betrieb, die eine qualitativ einwandfreie Herstellung von

Rohren ermöglichten. Die Graugußproduktion lief 1959 aus. Den stillgelegten Kupolöfen folgten mehrere Ofeneinheiten zum Erhitzen von NE-Metallen. Eine einschneidende Entwicklung für das Unternehmen war im Jahre 1963 der Aufbau von zwei Stranggußanlagen zum kontinuierlichen Gießen von Vollstangen, Rohrmaterial und anderen Profilen. Die Stranggußproduktion erschloß europaweit neue Abnehmerbereiche und brachte wertvolle Impulse in bezug auf die Weiterverarbeitung des Materials.

Man schrieb das Jahr 1966, als nach dem plötzlichen Tod von Eduard Fitscher sein Sohn Dieter die Firma übernehmen mußte. Der damalige ‚Junior‘ war durch eine gießerei- und banktechnische Ausbildung von seinem Vater gut auf die neuen Aufgaben vorbereitet worden. Mit Hilfe hochqualifizierter Mitarbeiter gelang es ihm, nicht nur die Kontinuität der Firma zu wahren, sondern sogar den Umsatz noch zu verdreifachen.

Kupferlegierungen

Die Produkte, die von Fitscher an der Paul-Reusch-Straße in alle Welt

*Gießpfanne für den Schleuderguß
mit ca. 1 t flüssiger Bronze.*





*Stranggußanlage mit
Entnahme von drei Meter
langem Rohmaterial.*

gehen, dienen den Gleitstellen in allen Maschinen und Anlagen, die grundsätzlich geschmiert werden müssen, um Beschädigungen zu vermeiden. Um diesen Problemen gerecht zu werden, wurden Festschmierstoffe entwickelt, die in Nuten oder Bohrungen eines Trägermetalls eingebracht werden, das dann aus hochverschleißfesten Kupferlegierungen besteht. Die Gleitelemente mit Festschmierstoffen werden in allen Formen wie Ringe, Leisten, Lagerbüchsen, La-



Diese Schmelzöfen gehörten der Vergangenheit an. Heute machen Elektro-Öfen das Metall flüssig. Früher, in den 20er Jahren, wurden die gußeisernen Lager noch mit Pferd und Wagen zum Auftraggeber transportiert.



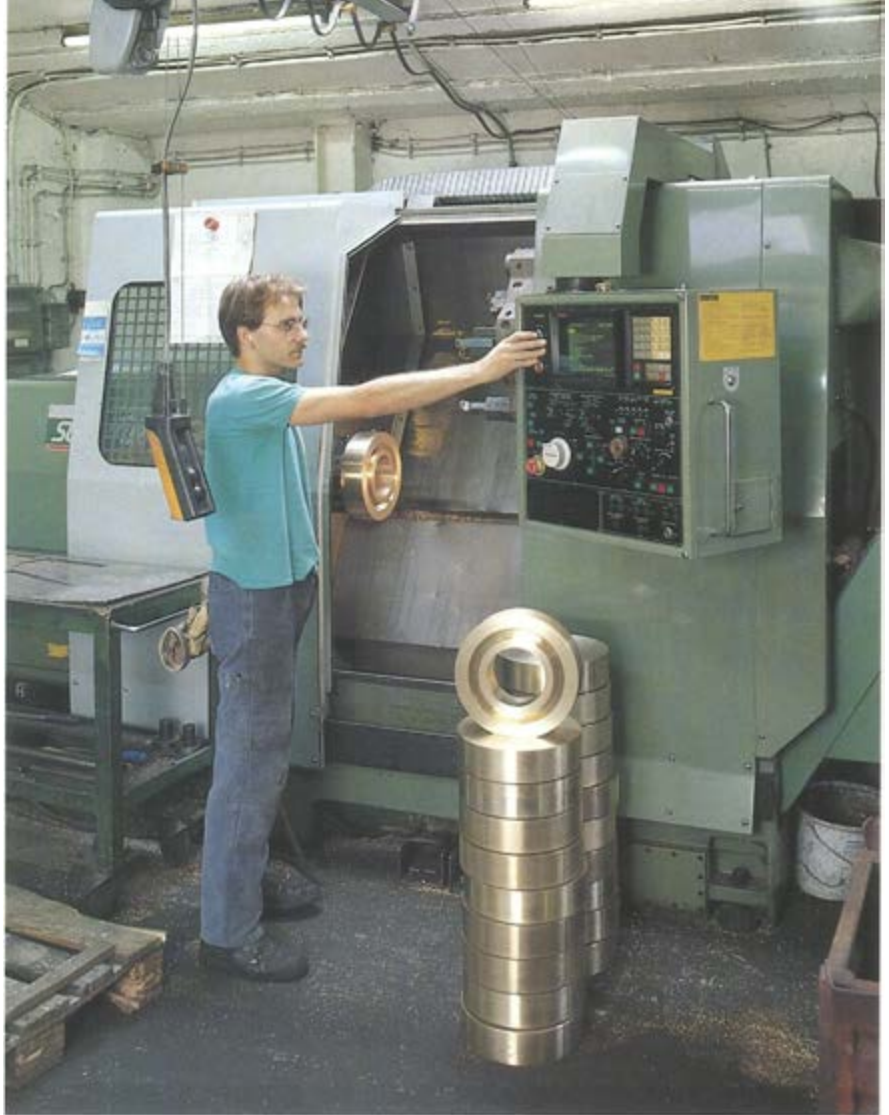
Die Filschermannschaft war im Jahre 1940 noch 27 Mann (einschl. der beiden Chefs 1. v. l. und 5 v. r. mit Brille) stark. Heute hat der moderne Metallbetrieb über 80 Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen.



gerschalen, Spurlagern, Kalotten etc. hergestellt und an die gesamte Industrie abgegeben.

Die Hauptanwendungsgebiete sind Stranggußanlagen, Preßwerkzeugführungen, Förderbänder, Führungen für Lastenaufzüge, Lager für Spezialfahrzeuge, Schiffsbau, Krananlagen, Baumaschinen, Papierherstellungsmaschinen, Kanalanlagen, Getriebe usw. Apropos Kanalanlagen. Die Lager der Schleusentore mußten früher unter Wasser stets von Tauchern gewartet werden. Mit den sich selbst schmierenden Gleitelementen von Fischer ist das nicht mehr nötig. Die hohe Anforderung an die Sicherheit und Zuverlässigkeit ist bei diesen hochbeanspruchten Gleitelementen über eine lange Zeit gewährleistet.

Die bei dem Oberhausener Unternehmen vergossenen Werkstoffe sind Rotguß, Bronze, Messing, Bleibronze, Aluminium, Mehrstoffbronze und Reinkupferguß, auf Wunsch gibt es auch Sonderlegierungen. Der Schmelzprozeß findet in fünf Mittelfrequenz-Elektroöfen statt, durch die Stilllegung der alten Öfen entfällt der SO_2 -Ausstoß. Dazu



*CNC-gesteuerte
Drehmaschine.*



*CNC-gesteuerte
Bob- und Fräsmaschine.*

ist zu erklären, daß Bronze eine Kupfer Zinn-Legierung ist und Messing aus Kupfer und Zink besteht. Bei beiden Legierungen überwiegt mit 80 Prozent der Kupferanteil. Das früher geschmolzene Eisen wurde als Grauguß bezeichnet.

Ultraschall

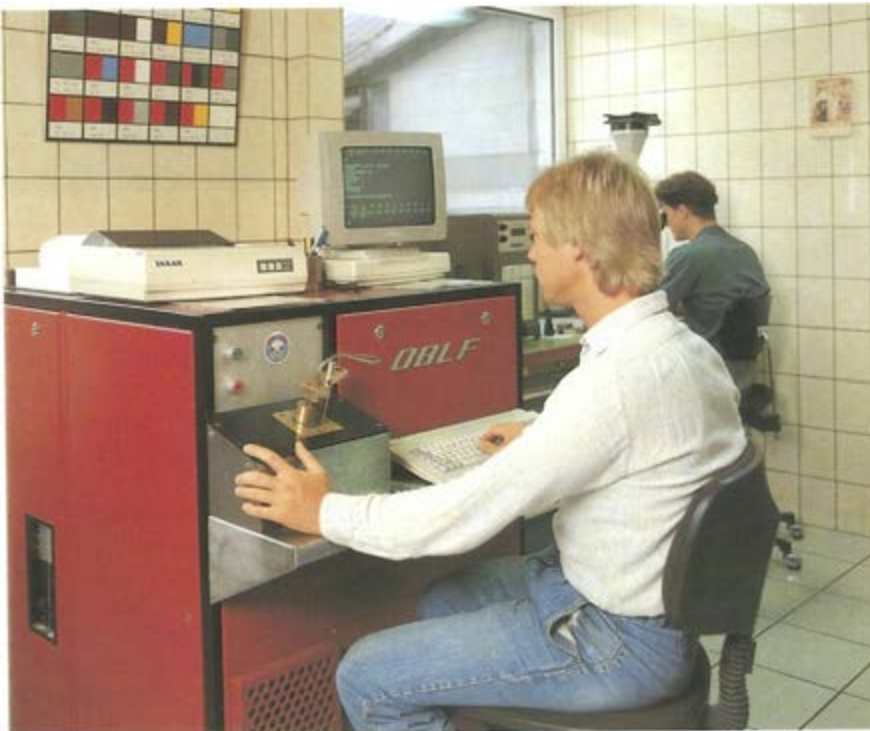
Die verwendeten modernen NE-Metalle werden beim Formguß für Einzelteile und komplizierte Konturen nach Modellen und Schablonen eingesetzt. Der Formguß er-



möglicht Stücke bis zu einem Gewicht von drei Tonnen. Der Schleuderguß erfolgt auf hochtourigen Schleuder-Gießmaschinen mit wassergekühlten Dauerkokillen. Durch die Ausnutzung der Zentrifugalkraft wird Guß von höchster Qualität erzielt mit Größen bis zu 850 mm Außendurchmesser. Der Elektro-Strangguß ist das modernste Verfahren zur Herstellung von Vollstangen, Rohren und Profilen bis zu einem Außendurchmesser von 200 mm. Das Material wird in zwei Elektroöfen erschmolzen und erfährt in wassergekühlten Graphitkokillen seine Formgebung.

Diesem gießtechnischen Bereich angeschlossen ist die mechanische Bearbeitung. Modernste computergesteuerte Dreh-, Bohr- und Fräsmaschinen machen es möglich, daß die geforderten Werkstücke auf den

*Mittelfrequenz-Elektroöfen
mit je 1 t Fassungsvermögen.*



*Spektralanalyse zur Kontrolle
der Zusammensetzung von
Kupfergußlegierungen.*

tausendstel Millimeter genau bearbeitet werden können.

In der werkseigenen Qualitätsstelle mit Spektralanalyse können per Ultraschall alle möglichen metallurgischen Untersuchungen vorgenommen werden.

Die rund 85 Beschäftigten, die sich über sehr gute soziale Leistungen freuen können, arbeiten in einem mittlerweile umweltfreundlichen Betrieb. Wo einst Ruß die Wände schwärzte, zieren heute weiße Kacheln das Arbeitsumfeld. Natürlich, wo gehobelt wird, fallen auch Späne, und wo Guß gegossen wird, da steigt auch Qualm und Staub auf, aber was ziert eine Arbeit mehr – wenn nicht der Schweiß über das von Hitze geprägte Antlitz rinnt. . . .

„OPPORTUNISTEN DREHEN MIR DEN MAGEN UM“

*Heinz Schleußer
erzählt*

Am 20. April 1986 hätte der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Johannes Rau in Wandelhalle und Konferenzraum der Luise-Albertz-Halle getrost eine Kabinettsitzung durchziehen können. Die geballte Düsseldorfer Prominenz gab sich in Oberhausens guter Stube die Ehre, nein, eigentlich nicht sich. Heinz Schleußer wurde 50, damals „nur“ Vorsitzender des SPD-Bezirk Niederrhein, SPD-Fraktionsvorsitzender im Rat der Stadt und hauptberuflich Bevollmächtigter der IG-Metall-Ortsverwaltung Oberhausen. Seit dem 1. Mai 1988 ist er einer der ihren, ein Gewaltiger unter den Gewaltigen, Finanzminister. Wie wird ein Schlosser ohne branchenspezifische Weiterbildungsmaßnahmen Finanzminister? Ist es das phänomenale Gedächtnis des Heinz Schleußer für Zahlen? Vielleicht, aber der Ursprung scheint mir beinahe in die Wiege gelegt, ist wohl in den Nachkriegsjahren zu suchen, der Zeit des vielen Geldes. Seinerzeit gastierte

einmal die berühmte Traber-Renz-Artistengruppe im Stadion Niederrhein, leider waren die Renten der Kriegswitwen noch nicht so ausgeprägt. Fünf Mark für den Eintritt konnte der Knabe Heinz nirgendwo auftreiben, „und die Verfügungsgewalt über mein Ersparnis wurde hartnäckig von anderen wahrgenommen. Halb Oberhausen rannte hin, die Gebrüder Schleußer auch, nur die durften nicht rein.“ Das muß tief gesessen, den festen Vorsatz ausgelöst haben, sobald als möglich die Verfügungsgewalt über Ersparnis selbst wahrzunehmen.

Was ist das für ein Mensch, der über die Vergabe von Milliardenbeträgen maßgeblich mitentscheidet und gleichzeitig mit dem Pfennig fuchsen kann? Zunächst einmal, er ist in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen. Am 20. April 1936 auf der Klosterhardt geboren (Memelstraße, direkt an der Pfarrkirche St. Antonius, worauf noch zurückzukommen sein wird), kannte er seine Mut-

ter fortan nur als Hausfrau. Die Erinnerung an den Vater ist karg, der war, wie das damals so war, Soldat. Eigentlich habe er ihn nur in Uniform erlebt, bevor er 1943 kurz vor Kiew fiel. Die Mutter war mit den beiden Söhnen, der jüngere Bruder ist heute Konstrukteur bei Babcock, allein. Klein-Heinz ging auf die Klosterhardter Schule, Jung-Heinz wurde dort 1951 entlassen. Die Kriegswirren hatten aus acht Schuljahren neun Zeitjahre gemacht, als wegen der Bombenangriffe rund 40 Schulen hier dichtgemacht werden mußten, wurden viele Kinder aus dem „Ruhrkessel“ geschafft, Heinz fast bis zum Kriegsende in die Gegend von Rheine, wo er beim Ortsbauernführer lebte und Erfahrungen machte, die er hier nicht unbedingt nachlesen möchte.

Ob er ein guter Schüler gewesen sei? „Zum Schluß jedenfalls war ich der Lieblingsschüler unseres Klassenlehrers.“ Die Liebe übertrug sich nicht auf das gesamte Kollegium, „mit einer Lehrerin waren Konflikte vorprogrammiert, die ich auch gemessen habe“. Und dann gab es noch den Rektor Quäling, „nomen est omen. Dem hatte man im ersten Weltkrieg ein Bein amputiert, so daß er auf einen Krückstock angewiesen war. Und den mobilisierte er meist in meiner Gegenwart.“ Raumlehre, Rechnen, das war das Lieblingsfach des Schülers Heinz, Liebe zu Zahlen, „eine Telefonnummer, die ich einmal gewählt habe, behalte ich mindestens eine Woche, wenn ich sie zweimal gewählt habe, ist sie mehrere Monate drin“.

Bei Texten sei das Gedächtnis nicht ganz so exzellent, nein, das „Confiteor“ („Ich bekenne“) könne er nicht mehr aufsagen. Dabei hat er es als junger Mensch wohl etliche hundert Male beten müssen, der Meßdiener Heinz Schleußer. Ja er stamme aus



einer katholischen Familie und das Dienen am Altar habe er mit großer Begeisterung gemacht. Auch diese Liebe hatte was mit der Nachkriegszeit zu tun, Reichsmark, knappe Lebensmittel. Der Pfarrer von St. Antonius Klosterhardt, der hatte seine Schäflein beispielsweise auch auf der Dorstener Straße wohnen. „Nach der Messe sind wir dann oft zu den Familien auf der Dorstener gelaufen, ich mit dem Glöckchen vornweg. Viele Kleinlandwirte lebten dort, was die da produzierten, war nicht uninteressant. Nach den Sakramenten

“
*Ich lege eben
 Wert darauf,
 immer der
 erste zu sein,
 wenn nicht
 im Himmel,
 dann
 in der Hölle.*
 “

gab es Bratkartoffeln mit Speck und Eiern. Zurück zur Kirche, das war dann immer ein feierlicher Zug. Eine dreiviertel Stunde Fußweg, aber das war es wert.“ Heinz Schleußer leugnet heute nicht, daß der Pfarrer und sein Meßdiener es angesichts der irdischen Verlockungen auf eine inflationäre Zahl von Krankensalbungen auf der Dorstener Straße brachten, daß vielen Schäflein die sogenannte „letzte Ölung“ gleichsam literweise erteilt wurde.

Die katholische Karriere reichte bis zum Obermeßdiener, an den Kaplan Epping erinnert sich Heinz Schleußer noch gut, der habe immer Benotungen der Meß- und Obermeßdiener vorgenommen: „Auf der Negativliste war ich oft die Nummer eins. Ich lege eben Wert darauf, immer der erste zu sein, wenn nicht im Himmel, dann in der Hölle.“ Das sah der Gottesmann ähnlich, später noch witterte er in seinem wenig musterhaften Meßdiener den Antichristen. Dazu könnte auch eine Begebenheit aus der Jungscharzeit beigetragen haben. 1955 war die Jungschar von St. Antonius zur Wallfahrt in Rom: „Auf dem Petersplatz haben wir uns so unmöglich benommen, daß die angesagte Audienz bei Papst Pius XII. entfiel.“ Immerhin, zum Kirchenbann hat es nicht gereicht, Heinz Schleußer ist heute noch Mitglied der Katholischen Kirche.

Nach der Schule ging er brav in die Ausbildung zur GHH, in den „Hühnerstall“, wo sich das mit dem aufsässigen Schüler fortgesetzt hat. Häufige Strafversetzungen, um Schweißnähte blankzuschleifen, einen Ausbilder nannten sie beziehungsreich „Gevatter Tod“, ein Schleifer sei das gewesen, Heinz Schleußer räumt aber ein, daß sich bei den ständigen Auseinandersetzungen seine Renitenz und dessen Sadismus wohl paarten. Noch während der Ausbildung zum

Schlosser wechselte er zur HOAG, die beiden Unternehmen bildeten damals gemeinsam aus. Mit dem Hauptausbilder an der Werkberufsschule hatte er auch so seine Probleme, der habe nur darauf gewartet, ihm eins auswaschen zu können. „Erst viel später habe ich ihm einiges zurückzahlen können, ich lasse mir eben nicht gern 'was schenken.“ Der gute Mann konnte ja auch nicht ahnen, welchen Verlauf es mit Heinz Schleußer nehmen sollte.

Mit Beginn der Ausbildung schon war er der IG Metall beigetreten, 1953 gab er sein Gewerkschaftsbuch zurück, weil er sich mit einem Funktionär überworfen hatte, warum sollte es mit der Konfliktbereitschaft nicht auch in anderen Bereichen weitergehen? 1954 kehrte er in den Schoß der IG Metall zurück, früh wurde er Vertrauensmann, so 1957, ab 1963 freigestelltes Betriebsratsmitglied. Das Verhältnis zu den Arbeitsdirektoren war unterschiedlich, „mit Kübel habe ich mich sehr gut verstanden“. Ein anderer scheiterte nur knapp mit dem Versuch, Heinz Schleußer fristlos rauszukegeln, eine einzige Stimme einer Kollegin im Betriebsrat hat ihn gerettet. Das hatte zur Folge, daß ein paar andere Betriebsräte kurz danach abgewählt wurden. „faule, feige Säcke waren das“, was er ihnen übrigens auch wörtlich bestätigte.

1969 verließ er die HOAG, wurde Bevollmächtigter der IGM-Oberhausen: „Ich war immer mit der Nase dabei, wenn es trouble gab.“ Und das war nicht selten, Niedergang der Stahlindustrie, Heinz Schleußer hat ihn als aktiver Gewerkschafter hautnah miterlebt, miterleiden müssen bis zum Ausstieg aus der Ortsverwaltungsleitung am 16. Mai 1987.

Fast zeitgleich zum gewerkschaftlichen Engagement verlief die Arbeit für die Partei. Aus Überzeugung war

er 1957 der SPD beigetreten, schon 1958 Leiter der Juso Arbeitsgemeinschaft Oberhausen-Ost geworden. 1960 Unterbezirksvorsitzender der Jusos, 1963/64 Mitglied im Juso-Bezirksvorstand, 1968 dessen Vorsitzender, 1971 bei den Jusos „wegen Erreichen der Altersgrenze“ ausgeschieden.

Die Entwicklung der Partei, die erst spät ihre heute noch bestehenden Mehrheiten in Oberhausen erlangte, hat er mitverfolgt, als Jungsozialist schon war Heinz Schleußer beratendes Mitglied im Unterbezirksvorstand. Erich Meinike hat er als Bun-



„
Manchmal
bin ich schon um
fünf nach sechs
wütend.“
„

destagsabgeordneten mitaufgebaut, war mit Ausnahme der Bundestagswahl 1980 auch dessen Wahlkampfleiter. 1969 wurde Schleußer in den Rat der Stadt gewählt: „Eigentlich hätte ich schon 1964 reingehört, aber mein Wechsel vom Ortsverein

Oberhausen-Ost nach Schmachten-dorf hat das verhindert, ich hätte angesichts der mächtigen Sportfraktion im Norden wissen müssen, wie hoch das Gras im dortigen Stadion ist.“ Dabei war er als aktiver Handballer beim VfL Bergheide ja in Sachen Sport nicht unvorbelastet.

1975 wurde Heinz Schleußer stellvertretender Vorsitzender der SPD-Ratsfraktion, Ende 1978 deren Vorsitzender. Um den Machtwechsel von der Ära Albertz/Meinike zu van den Mond/Schleußer ranken sich noch heute die wildesten Geschichten, „der Erich (Willi Meinikes Sohn) behauptete damals, ich sei einer der wenigen gewesen, die das 1976 entstandene Machtvakuum rigoros ausgenutzt hätten. Dabei habe ich lediglich meine Möglichkeiten genutzt. Immerhin hatte ich bis dahin schon nicht zu den Machtlosen gehört.“

Zwei Jahre später, 1980, kandidierte Heinz Schleußer nicht mehr für den Vorstand des SPD-Bezirk Niederrhein, 16. 17 Jahre sei er nun in überörtlichen Funktionen, sei es leid, wolle sich wieder mehr lokal engagieren, auch mehr ums Private kümmern, „was ich bis dahin nie getan hatte“. Zwei Jahre lang ging das gut, „dann wurde ich 1982 im Bezirk derartig unter den Hammer genommen, von außen zum Bezirksvorsitzenden gewählt. Ich war wohl einer der letzten Männer, der in der Partei gegen eine Frau gewonnen hat.“

Schließlich der 1. Mai 1988. Nach langem Drängen hatte er Ministerpräsident Johannes Rau nach- und den Fraktionsvorsitz in Oberhausen aufgegeben, übernahm Heinz Schleußer in Düsseldorf das Finanzressort. Finanzpolitischer Sprecher der SPD-Landtagsfraktion und so auch in Düsseldorf mit einiger Macht ausgestattet war er damals schon seit einigen Jahren, Mitglied des Landtages immerhin seit 1975. Nein, er ha-

be sich nicht geziert und Rau nur lange bitten lassen: „Ich habe ihm immer gesagt, daß ich an der Oberhausener Kommunalpolitik hänge, daß ich das Ruhrgebiet liebe und das Oberhausen da eine besondere Rolle einnimmt. Aber schließlich konnte ich mich gegen das Drängen nicht mehr wehren.“

Damit mußte natürlich auch die Absicht von 1980, sich mehr ums Private kümmern zu wollen, erst einmal wieder ad acta gelegt werden. Heinz Schleußer hat früh geheiratet, 1958 schon. Warum so früh? Damals seien die Sitten noch härter gewesen, „wenn ein Kind da war, dann mußtest du“. Barbara kam 1957, Martin 1958, die Zwillinge Christoph und Sabine 1960, Markus 1961. Auch für die rasche Nachwuchs-Folge gibt es einen Grund: „Ich hatte immer wenig Zeit, mußte effektiv arbeiten.“ Frisch verheiratet zog das Ehepaar Schleußer nach Oberhausen-Ost, 1963/64 wurde in Schmachtdorf gebaut, Ende 1964 das Haus an der Handbachstraße bezogen. „da bin ich nachts immer noch häufig“.

Familientreffen allerdings sind selten, „Heilig Abend aber fast immer“. Mit den Kindern sei das so eine Sache, ja eigentlich sei er weniger ein strenger, eher ein toleranter Vater. Das hindere ihn aber nicht, auch heute noch zu gewissen innerfamiliären Dingen seine Meinung zu sagen, etwa zu den Zwillingen, die sich in der Ausbildung wohler fühlten. Immerhin aber hat Sabine ihm vor vier Jahren einen Enkel beschert, den einzigen bislang. Barbara, die älteste, ist Ärztin an einer Klinik für Rheumatologie in Ratingen, Martin macht in Essen einen Computerladen, der Jüngste ist Bauer in der Nähe von München, „der hat das richtig gelernt“. Richtig Zeit aber, sich in die Erziehung zu mischen, habe er eigentlich nie gehabt. Auch heute nicht. Ja,

er sage eben, was ihm nicht paßt, aber Kinder werden älter ...

Zeit, neben Zahlen wohl das andere große „Z“ im Leben des Heinz Schleußer. Fünf bis fünfeinhalb Stunden Schlaf, damit komme er aus, „wenn ich gesoffen habe, dann nicht“. Deshalb nächtigte er zu Metallzeiten auch schon mal im Gewerkschaftshaus, ab und zu wurden es mit den Kollegen eben mehr als



„
*Ich war wohl
einer der
letzten Männer,
der in der Partei
gegen eine Frau
gewonnen hat.*
“

nur ein paar Bier. Nicht nur mit denen, ich kann mich an eine gemeinsame Nacht erinnern, ausgerechnet beim Bulettenempfang der Kurzfilmtage-Mitarbeiter, bei den Kulturellen, brüllten wir uns bei in der Tat mehr als einem Bier die Meinung in die Ohren.

Ja, die Journalisten und der konflikt-

reiche Heinz Schleußer. Um sechs Uhr in der Früh steht er auf, zuallererst wird die Lokalzeitung gelesen: „Manchmal bin ich schon um fünf nach sechs wütend.“ Dann wird gefrühstückt, eine Scheibe Brot, ein Ei, auf keinen Fall Marmelade, ein Liter Kaffee. Spätestens um halb acht Abreise, Arbeitstag, für den es keinen genormten Ablauf gibt. Es gibt eine Jahresplanung, die ein erstes Mal auf drei Monate, dann auf einen Wochenplan konkretisiert wird. Den sieht er sich an, um alsbald schon feststellen zu müssen, daß die aktuelle Tagesgestaltung mit dem Wochenplan nur noch selten etwas gemein hat.

Gerade bei der Vorbereitung der deutschen Einheit war der Finanzminister des bevölkerungsreichsten Bundeslandes unersetzlich, außerdem ist er Aufsichtsratsvorsitzender der Westdeutschen Landesbank, immerhin der viertgrößten Bank in der Bundesrepublik mit Niederlassungen in der ganzen Welt. Sie lasse mehr Spielräume als die Politik. Früh, sehr früh habe er erfahren, daß die Finanzpolitik entscheidend ist für alle politischen Faktoren, sie diene nicht, sondern sei eines der zentralen moralischen Institute. So habe er sich auch längst angewöhnt, nicht mehr in Milliarden zu reden, sechs oder 18 Milliarden Mark seien eben nur sechs oder 18. Aber 6000 Millionen oder gar 18000 Millionen, da wüßten die Menschen gleich, daß es sich um ungeheure Summen handelt.

Man sage ihm nach, machtbeseßen zu sein, wie er sein Verhältnis zur Macht einschätze? „Normal. Man muß seine Ziele auch umsetzen wollen, darf nicht mit Schande daran denken, daß das auch mit Macht zu tun hat. Ich war ja früher stark verhaftet im sozialen Katholizismus, andere, denen es genauso ging, sind dann andere Wege gegangen als zur da-

mals verpönten SPD. Auch ich habe ja oft meine Probleme mit den Genossen, aber es können immer nur Einzelentscheidungen angegriffen werden, nie die Gesamtpolitik. So war es auch einer meiner großen Fehler, aus Wut über einen Funktionär für ein Jahr aus der Gewerkschaft auszutreten. So etwas würde ich heute nie mehr machen."

Wie würde Heinz Schleußer sich selbst charakterisieren? „Ich bin kein Konservativer, war aber auch nie ein Linker, wie er damals begriffen wurde. Ich halte nichts vom alten Trott, suche nach neuen Wegen, um sie pragmatisch umzusetzen, wollte eigentlich immer eine andere als die bestehende Politik. Das hat sich in der Struktur nicht geändert. Ich bin tolerant, solange meine Zielsetzung nicht gefährdet ist, kann zuhören, andere Meinungen mit meiner in Einklang bringen, meine Haltung notfalls auch korrigieren. Aber wenn eine Entscheidung gefallen ist, dann gibt es für mich keine Toleranz mehr, dann wird sie umgesetzt, alles andere ist ineffektiv."

Also eine feste Überzeugung, daß die getroffenen Entscheidungen richtig sind und dann autoritär durchgesetzt werden müssen? „Ich meine, daß ich sehr liebenswert bin, viele Betroffene sehen das anders." Wenn es nicht autoritär ist, dann vielleicht eitel? „Also Eitelkeit gehört nun wirklich nicht zu meinen Lasten, weil sie ebenfalls die Effektivität behindert. Natürlich berührt mich positive Kritik, wenn sie in schwierigen Situationen kommt. Bei einem Autodidakten, und ich bin einer, weil ich für ein anderes Beibringen nie Zeit hatte, ist das wohl so. Es macht auch Spaß, mit vielen Profis über deren Fachgebiete diskutieren zu können."

Was mag Heinz Schleußer überhaupt nicht? Für die Antwort denkt

er nicht den Bruchteil einer Sekunde nach: „Opportunisten drehen mir den Magen um. Ich mag Gegner, mag Freunde, in meiner jetzigen Funktion habe ich eine Reihe von Gegnern, vor allem die Ausgabenpolitiker. Die Zahl meiner Nicht-Gegner halte ich aber für größer, mit dem Begriff Freunde gehe ich allerdings sparsam um. Trotzdem habe ich viele, Kumpel." Was er an Menschen



”
*Im Regelfall sind
doch die Dummen
besonders laut
und gehen auf den
Wecker.*
”

mag? „Aufrichtigkeit auch in der Gegnerschaft." Hat er Vorbilder? „Willy Brandt war wohl mein Idol." Ist er gesellig? „Wenig." Gleichwohl hat er sich von den Geselligen sozusagen unter die Kappe nehmen lassen. Ehrenszenator einer Karnevalsgesellschaft ist er seit Jahren. Und Anfang 1990 wurde er mit der wohl begehrtesten Auszeichnung der Karne-

valisten, mit dem Eulennorden des Ordenskapitels „Närrische Weisheit" dekoriert. Den Schlag zum Ordensritter kommentierte Heinz Schleußer in seiner Dankesrede mit ähnlich hinter sinnigem Humor wie seinerzeit die Auszeichnung mit der Goldenen Steuerschraube durch den Bund der Steuerzahler.

Aber Hobbys? „Ja, ich halte eine Menge davon, gut Essen zu gehen." Bei der Frage nach seinem Lieblingsgericht überlegt er etwas länger, „Sauerbraten, so wie meine Mutter ihn macht. Die lebt übrigens immer noch auf der Klosterhardt, ist jetzt 82 und düst ständig durch die Welt." Inzwischen habe sie sich auch daran gewöhnt, daß ihr Ältester zu den Sozis gegangen ist, für eine Frau aus der Tradition des Zentrums sei das nicht einfach, „aber ich glaube, heute ist sie sogar stolz auf mich". Ja, und er lese gern, Böll, Brecht, Tucholsky, auch Grass. Leider viel zu wenig, in der schleußerschen Bibliothek warte ein ganzer Turm. Fernsehen reduziert sich auf die Nachrichten, aber wenn er mal nichts zu tun habe und dann laufe kein Krimi, sei er stinksauer. Im Kino sei er wohl so '65 oder '66 das letzte Mal gewesen. Klassische Musik, ja, Bach, Chopin, Dramatisches, „auch wenn es bei Tschaikowsky vorkommt". 60000 Kilometer jährlich im Auto, sein Fahrer habe sich über das klassische Kassetten-Repertoire bislang noch nicht beschwert. Natürlich habe er auch die Beatles gehört, sei damals ja noch recht jung gewesen, das habe was mit seiner engen Freundschaft zu Walter Kurowski zu tun, zu Kuro, dem Künstler, dem Musiker, der ihn zum Jazz gebracht habe, auch zum Verständnis für bildende Kunst, falls sie nicht die Grenzen der Zumutbarkeit überschreitet.

Kuro, wie Schleußer aus dem Gründerkreis der Fabrik K 14, da kommt

das Gespräch zwangsläufig aufs Segeln, die große Leidenschaft. Ein Schiff, das könne er streicheln. Wenn man Zeit habe, Boote zu bauen, sei das aber ebenso schön wie das Segeln. Einige Jahre lang hat er an seinem gebaut, erst lag es in Holland, weil das so nah ist. Als Heinz Schleußer nach zwei Jahren feststellte, daß er noch nie dagewesen war, wurde das Schiff nach Jugoslawien gebracht. Wenn dann, immer noch selten genug, ein Törn geplant sei, sei er kaum noch zu verschieben. Ein fest gebuchter Flug sei eben die sicherste Garantie für einen Urlaub.

Kürzere Freizeiten, die nach Stunden bemessen, die verbringt er in seiner Werkstatt, in der er mit Enthusiasmus und anerkannten handwerklichen Fähigkeiten alte Bauernmöbel (17. Jahrhundert und so) restauriert. Ja, Skat, er sei ein guter Spieler (was noch zu testen wäre). Theater? „Da war ich auch mal drin, zu Büchs Zeiten häufiger.“ Ob er was von einem Schauspieler habe? „Vielleicht, auch ich lasse meine inneren Dinge nicht von außen erkennen.“ Was würde er mitnehmen, wenn er allein auf den Mars umsiedeln würde? „Kommt für mich nicht infrage, also verschende ich an sowas meine Gedanken nicht. Sicher braucht man immer Phantasie, Menschen ohne Phantasie sind schrecklich traurig.“ Und wovon träumt Heinz Schleußer? „Allein mit dem Boot über den Atlantik. Vielleicht realisiere ich das auch noch, eher jedenfalls, als mir Gedanken über den Mars zu machen.“ Nein, Angst davor hätte er nicht. Als Perfektionist wisse er immer, wo er stehe, was machbar sei. Eine Robinsonade würde ihn nicht schrecken. Und was sind die Fehler des Perfektionisten? „Im Anfang bin ich viel zu gutgläubig, dann werde ich skeptisch bei denen, bei denen man nicht skeptisch sein müßte. Im

Regelfall sind doch die Dummen besonders laut und gehen auf den Wecker.“

Wünsche? „Daß ich noch fit bin, wenn Schluß ist, lesen und mit meinem Boot fahren kann. Und daß ich nicht zwei Jahre für ein kleines Möbelstück brauche.“ Angst, daß die Gesundheit das alles nicht mehr lange mitmacht? Als er jung war, da habe es das gegeben, wenn man älter



„
*Klar kann ich
es mir vorstellen,
ein Buch
zu schreiben.*“
„

wird, gehe das verloren. Er sei ja auch kein unruhiger Geist, den meisten gehe gerade seine Ruhe auf die Nerven. Mit dem ruhigen Heinz Schleußer sei das allerdings nicht immer so. Er könne sich an Phasen erinnern, da sei er nachts nicht mehr in den Schlaf gekommen, „die sind tödlich. Hinlegen und schlafen, das ist eine Überlebensfrage, und eine Frage der Selbstdisziplin.“ Wie das mit dem Rauchen. Zwar hat Heinz Schleußer seit Be-

ginn der sechziger Jahre seine Pfeifensammlung auf mittlerweile wohl reichlich 200 Prachtexemplare angewachsen lassen, aber lange Zeit rauchte er vorzugsweise die harten französischen Glimmstengel, und nicht zu knapp. Das phänomenale Zahlengedächtnis: „Am 30. September 1979 habe ich morgens 120 Zigaretten mitgenommen, nachts sind sie mir ausgegangen. Seit dem 1. Oktober 1979 rauche ich wieder Pfeife.“

Und wann ist Schluß mit dem Streß? „Also, was ich heute mache, mache ich mit 70 bestimmt nicht mehr. Eigentlich wollte ich mit 50 ja aufhören, weil ich da schon die Arbeitszeit eines 65jährigen hatte. Stattdessen arbeite ich heute noch mehr. Aber ich habe ja alles gern gemacht, bin zufrieden mit meinem Leben. Ja, es ist ungeheuer schön, ich lebe auch gern, wobei die schönste Zeit sicherlich die in der Oberhausener Fraktion war. Irgendwie sehe ich auch die Zeit danach noch nicht so unmittelbar, die Wut, die Brocken hinzuwerfen, kommt ja nicht jeden Tag hoch. Aber nur pensioniert zu sein, kann ich mir nicht vorstellen. Politik ist doch schon wie eine Droge, die zieht dich hoch. Wenn dieses Putschmittel fehlte, würde der Balg sein Recht fordern. Für mich wäre es tödlich, die Hände nur noch in den Schoß zu legen.“

Schließlich sei er ja noch kein richtiger Mann ... ein Haus bauen, einen Sohn zeugen, einen Baum pflanzen, ein Buch schreiben. Richtig, da fehlt noch etwas. Mit der Antwort auf die entsprechende Frage hätte ich nicht gerechnet. „Klar kann ich es mir vorstellen, ein Buch zu schreiben.“ Wie er das jetzt so sagt, ja, warum eigentlich nicht? Denn mit der Margarete in Goethes „Faust“, die da sagt: „Heinrich! Mir graut's vor dir“, nein, mit ihrem Heinrich hat dieser Heinz Schleußer nun gar nichts gemein.

MANCHE MOGEN'S KALT

*Eishockey-Club will
künftig in Vonderort
punkten*

PETER VOSS

Jan Opial hat noch alle Zähne. Er hat keine bemerkenswerten ‚Delen‘ im Gesicht und auf den Kopf gefallen ist er auch nicht. Dabei betreibt er seit ungefähr 27 Jahren eine Sportart, von der man platterdings annimmt, daß sie Mißbildungen am Denkapparat und seiner schützenden und schmückenden Hülle trefflich fördere. Noch weiter gehen die Spötter: Wer Eishockey oder – um einen schlaun Kopf zu zitieren – die schnellste Mannschaftssportart der Welt betreibt, hatte vorher schon nicht alle Taschen im Schrank. Jan, der 37-jährige Diplom-Ingenieur, sieht das anders. Wie übrigens die meisten seiner Kameraden in Oberhausens erstem Eishockey-Club, dem EHCO.

Gestandene Männer sind's, Unternehmer, Uni-Dozenten, Angestellte und Arbeiter, die sich auf Schlittschuhs Schneide so flink übers Eis bewegen. Hart ist die Sache schon, da wird auch 'mal einer vehement an die Bande gedrückt. Aber nie

ernst, manchmal in Freundschaft, meist den Regeln gemäß. Die sind im Eishockey nun einmal etwas weiter gefaßt. Und wem das nicht gefällt, der soll halt einen anderen Sport betreiben, sagen sich die Männer vom Eis.

Horst Häußler, Vorsitzender des EHC, denkt auch so. Weil er Eishockey einfach faszinierend findet. Er ist erst mit zwanzig Jahren zum Hartgummischeiben-Schießen gekommen und hat sich dann im Schnelldurchgang in die Oberliga hochgespielt. Hut ab, lobten die Verantwortlichen des EHC Essen und machten ihn für die Jugendabteilung verantwortlich. Mittlerweile ist der Beamte vom Wetteramt Essen aus dem besten Spieleralter heraus und auch nicht mehr bei den Kufenflitzern aus Oberhausens Nachbarstadt aktiv. Er dreht nun sein eigenes Ding, und muß sich auf dem eisglatten Parkett erst einmal zurechtfinden. Den EHC Oberhausen hat er mit einigen Freunden ins

Leben gerufen, in der Absicht diese Stadt um eine weitere attraktive Sportart zu bereichern. Und ist damit vorerst ausgerutscht.

Dessen ist sich Häußler bewußt, das weiß die Sportverwaltung und weiß auch die Revierpark Vonderort GmbH. Um letztgenannte geht's im wesentlichen, denn sie hat das, was Häußler für seinen EHC auch gern hätte: eine Eislauffläche. Auf der ließe sich eigentlich prima spielen und trainieren, wenn es da nicht ein ‚Wenn‘ gäbe. Die Auflagen im Bewilligungsbescheid für die Eislauffläche und die Halle – einst mit Landesmitteln gebaut – schreiben vor, daß sie für zehn Jahre nicht mit vereinsportlichem Tun behelligt werden dürfen. Der Kommunalverband Ruhrgebiet (KVR) als Mitgesellschafter meint, die zehn Jahre sind abgelaufen, dann schaut einmal. Sportdezernent Jürgen Gerhardt sagt, er kann nicht helfen, und der Verwaltungsrat des Revierparks Vonderort bestimmt: alles bleibt beim alten. Denn der Rat kann sich nur schwer vorstellen, einen präzise ausgearbeiteten Zeitplan in der Nutzung der Eishalle umzuschmeißen. Die Halle ist zu fast allen Tag- und Nachtzeiten ausgebucht, da läßt sich kaum noch ein Loch finden – wenn man nicht will. So weit so schlecht, meinen die schnellen Mannschaftssportler und stecken den Kopf doch nicht in den Sand.

Praktische Vorschläge zu einer eventuellen Nutzung der Halle fallen ihnen ein. Geld kostet es natürlich, in der Mini-Version 23.000 Mark, mit allen Schikanen ist man schnell bei 136.000 Mark. Aber daran hapert es eigentlich auch nicht – vor allem seit man weiß, daß das schmale Säckel der Stadt nicht arg belastet werden würde. Landesmittel machen es möglich. So verla-

gern sich die Probleme, erstaunlich und selten ist es, aus dem finanziellen in den organisatorischen Bereich.

Daß mit gutem Willen vieles zu bewerkstelligen ist, zeigt ein Beispiel. Dazu schweift der Blick über'n Kirchturm in Richtung Dorsten. Hier hat ein Eishockeyverein unter ähnlich schlechten Vorgaben einen Meisterschafts-Spielbetrieb aufgebaut. Tribünen waren nicht vonnöten, die 500 Seelengemeinde der Fans findet Platz hinter der Bande und auf einer Stehstufe. Gummimatten – für die scharfen Kufen – weisen den Weg aus der Halle ins benachbarte Schwimmbad, wo die Kleinstadt-Gretzkys mit heißem Wasser dem Schweiß zu Leibe rücken. Parallelen zu Oberhausen sind unübersehbar, sie helfen zur Zeit nur eben nicht weiter.

Aber sie sind noch nicht blank, die Sportler, die in die Kälte gehen: Eine deutliche Belebung der Gastronomie sagt Häußler dem Revierpark ebenso voraus wie ein ordentliches Zubrot durch die Einnahmeteiligung in den Heimspielen.

Strafbank

Geld läßt selbst in der Bezirksliga, einer Klasse ganz unten, den Puck purzeln. In Dinslaken, wo der EHC gezwungenermaßen seine Heimspiele austrägt, kostet die Hallenstunde 180 Mark. Nebst Schiedsrichterkosten darf der gastgebende Verein 500 Mark berappen. Nicht eben wenig für ein ‚Hobby‘. Auf Sparkurs müssen die Kufenflitzer daher auch mit den Trainingseinheiten fahren. Die finden zu einer Tageszeit statt, an der sich Otto Normalbürger überlegt, ob er die Greuel der Welt in den Tagesthemen noch einmal sehen will. Um die Vereinskasse nicht völlig der Magersucht auszuliefern, werden

die Meisterschaftsspiele dann meist während der offiziell als Trainingszeit angemieteten Nachtstunde ausgeführt. Als Gastverein sitzt der EHC gewissermaßen auf der Strafbank und muß alle Teams aus Dinslaken vorlassen.

Für junge, ehrgeizige Spieler, die auf Eishockey brennen, ein entmutigender Zustand. Im EHC sind einige 18, 20 oder 25 Jahre alt und so ‚heiß‘ auf ihren Sport, daß sie am liebsten jeden Tag trainieren würden. Aber wenn überhaupt kein Fortschritt zu erkennen ist, dürfte es bald vorbei sein mit der Vereinstreue. Dies ist aus anderen Sportarten schon hinlänglich bekannt. Die alten Cracks nehmen es gelassener. Die Herren Routiniers kommen aus höheren Klassen, haben schon etliche Jahre das Eis vieler Hallen zerkratzt und lassen es jetzt ruhiger angehen. Äußerlich zumindest, der Ehrgeiz aber ist immer noch da.

Daher stimmt die Mischung beim EHC. Aus jungen Wilden und alten Hasen ließe sich eigentlich eine famose Truppe bauen. Die Verantwortlichen wissen das, sind sicher, daß sie mit mehr Trainingszeiten und ein paar Neuzugängen reif für die Oberliga wären. Und dort wird schon feines Eishockey gespielt – vor vollen Rängen. Aber das sind zur Zeit noch die Träume einer kleinen Mannschaft, die doch ein wenig an den Eishockey-Kultfilm ‚Schlappschuß‘ erinnert. Der ist amerikanisch und geht natürlich gut aus. Wie gesagt, ein Film, das Happy-end in Oberhausen steht dagegen aus.

Nachwuchs

Die Hängepartie des EHC wirkt sich negativ aus: Sportlich sind die Möchte-Gern-Oberhausener nämlich schon in die Landesliga aufgestiegen, haben nach erfolgreich absolvierter Aufstiegsrunde aber zu-

rückgezogen. Denn ohne Zuschauer läßt sich der Spielbetrieb schon in der Bezirksliga kaum finanzieren – selbst bei Monatsbeiträgen von 50 Mark. Daß der Zuschauerzuspruch in Dinslaken gen Null tendiert, ist verständlich, in Oberhausen sähe es anders aus.

Fans und Nachwuchsarbeit, davon lebt, das braucht jeder Verein. Der Jugend eine Chance, heißt es selbstverständlich auch bei Häußler, dem umtriebigen Vorsitzenden. Theoretisch wenigstens, aber nicht in der Praxis. Versucht haben es trotzdem schon einige Oberhausener Eltern, die ihren Sproß auf's glatte Eis schicken wollten. Horst Häußler hat Adressen gesammelt, hat überlegt, hat erklärt und die Sache dann abgeblasen. Der Weg ist zu weit, die Kosten zu hoch.

Viel hat allerdings nicht gefehlt, denn wenn ein Verein eine Bambini-Mannschaft (das sind die ganz Kleinen, die noch von allein umfallen) mit 25 Mikroflitzern anmeldet, wird die Ausrüstung vom Verband gestellt. Das lohnt sich, denn dafür werden bei den Erwachsenen inklusive des Schuhwerks 2500 Mark über den Tisch geschoben. Pro Mann, aber nicht für den im Tor. Der darf – Sicherheit hat ihren Preis – mehr als das Doppelte in wohlgeformtem Leder und Kunststoff anlegen. Für die Kleinen wird's etwas billiger, dafür wachsen sie – man denke an Krebse – schnell aus ihren Panzern heraus.

Schlagschuß

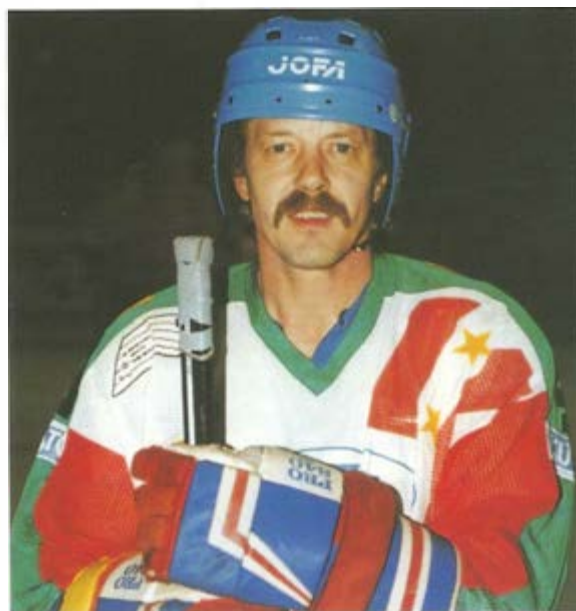
Auf die Zähne beißen, ist des Eisflitzers Devise. Was Jan Opial angesichts gesunder Beißer leichtfällt. Horst Häußler nicht. Denn im letzten Jahr hat er, auf dem Eis liegend, ganz genau gesehen wie ein Puck mit Irrsinnsgeschwindigkeit auf ihn zuraste. Schlagschuß nennt's der Fachmann. Volltreffer, wußte

Häußler, Lacht und zeigt die neuen Schneidezähne. Schöner Kunststoff. Die Zähne im Unterkiefer sind zur Überraschung des Arztes wieder in ihrer ursprünglichen Aufwärtsneigung angewachsen. Ein



Mit viel Kampf und Körper-einsatz jagen auch die Oberhausener Eishockey-Cracks dem Puck nach. Eine gute Polsterung ist da unverzichtbar.





Den Landesliga-Aufstieg peilt das Team des EHC Oberhausen an. Dann hofft man auch auf einen Spielort in unserer Stadt. – Zwei Säulen des EHCO: Der Oberhausener Stefan Bachem (l.) und Vorsitzender Horst Häußler (r.).

Risiko, um das jeder Spieler weiß, das er aber gerne trägt. Es kommt selten vor, aber viel öfter gibt es Spaß beim Spiel.

Grazil übers gefrorene Naß tanzen, forsch den Puck treiben und mit dem Team Erfolge im wahrsten Sinne des Wortes erkämpfen und erleiden. Das macht die Faszination des Eishockeys aus und zieht den Zuschauer in seinen Bann. Dies weiß jeder, der schon einmal ein Match gesehen hat. Es muß noch nicht einmal an der Düsseldorfer Brehmstraße gewesen sein, wo

Deutschlands Meister DEG Spitzen-sport demonstriert.

Es kann eben auch in der kleinen Bezirksliga stattfinden, und deswegen sind Horst Häußler (42), Jan Opial, Manfred Smeilius (41), Werner Stottrop (40) mit ebensolchem Eifer bei der Sache wie die jungen Oberhausener Stefan Bachem,

Wolfgang Freese und der Rest des Teams. Manche in Oberhausens Verwaltung scheinen dies nachvollziehen zu können, denn es laufen Bestrebungen, die Mannen des EHC in den Sportbetrieb unserer Stadt einzubeziehen. Zarte Pflänzchen keimen da. Eisblumen, wenn man so will.

PAPST SIEGFRIED KREIERT BARRENNEUHEIT

*Kunst-Turn-Team
will mit Trainer Ingendorn in
die Bundesliga*

MICHAEL HERMES

Im Kunstturnen unter dem schrägen O. bricht eine neue Ära an. KTT – drei Buchstaben, die für die Qualität des neuen Unternehmens made in Oberhausen sorgen sollen. Kunst-Turn-Team Oberhausen, so heißt das frischgetaufte Kind, das sich seit dem 1. Januar 1990 anschickt, die Szene zu erobern. Ziel: In zwei Jahren in der ersten Bundesliga seinen Mann zu stehen. Ein „Verrückter“ soll's richten: Siegfried Ingendorn, Koryphäe zwischen Reck und Ringen, selbsternannter „Kunstturnpapst“, aufgedreht, besessen, manchmal schwer zu nehmen, aber auch liebenswürdig und intelligent. Ein schillernder Profi, der weiß, was er will, der von sich selbst genauso viel verlangt wie von den Athleten.

Als Rennpferd sei er auf die Welt gekommen, sagt Ingendorn. Jetzt hat er umgesattelt. Der farbenprächtige „Paradiesvogel“ übernahm als Chef-Trainer den Landesleistungsstützpunkt Schmachten-

dorf, brachte neben unumstrittenen Fähigkeiten auch seine Osterfelder Turner ein, die bisher bei den Deutschen Jugendmeisterschaften so überaus erfolgreich waren. Sie bilden mit Talenten des TC 69 Sterkrade das KTT Oberhausen. Eine schwere Geburt.

Die „Beschnupperphase“ begann im Februar '89. Lothar Ehresmann, verantwortlicher Funktionär beim TC 69, klopfte bei Ingendorn an, ob er nicht einen Nachfolger für den damaligen Sterkrader Coach Thomas Jacobi wisse. Gefragt waren die guten Beziehungen des Tbd.-Trainers zur Szene, die der ehemalige Zirkusartist jedoch nicht in Anspruch nehmen mußte: „Klar, ich! Aber ...“

Dieses „aber“ beinhaltet Rahmenbedingungen, ohne die Ingendorn sich nicht ans Werk begeben würde:

Ingendorn trainiert nur die Hochleistungsathleten. Ingendorn arbeitet allein die Kon-

zepte für den Nachwuchs (Landessportbund-/Kultusminister-Projekt „Schule/Verein“) aus, die fähige Übungsleiter umsetzen.

Ingendorn hat mit sämtlichem Schreibkram für die Koordination von Veranstaltungen und Wettkämpfen nichts „am Hut“.

Konfrontiert mit diesen kompromißlosen Forderungen verhandelten die Vereine Turnerbund Osterfeld und Turnclub 69 miteinander. Ergebnis: Die Bedingungen des 56jährigen werden akzeptiert und er erhält als freiberuflicher Trainer einen Fünf-Jahres-Vertrag.

Sofort begab sich Ingendorn an die Arbeit. Er verteilte Trainingspläne an alle Athleten über zehn Jahre. Ein paar Monate später bestimmte er, welche zwölf Turner in sein Team aufgenommen werden.

Feste Größen waren seit dem Start in die neue Ära neben den Sterkradern Gindera, Görres und Schwind seine Osterfelder Stars, die mehrmaligen Deutschen Meister Roland Weidenbach und Dirk Kolacek sowie Wolfgang Steiner. „Das Projekt mit diesen dreien ist beendet.“ Seinerzeit hatte Ingendorn den Eltern versprochen, daß er ihre Sprößlinge zur nationalen Spitze führt: „Ich habe alles eingehalten, was ich vorausgesagt habe.“

Lob hagelte es von allen Seiten, sogar der deutsche Ausnahmeturner und Ex-Weltmeister Eberhard Gienger lobte die Osterfelder Keimzelle, die allerdings schrumpfte: Wolfgang Steiner muß aufgrund einer Wachstumsfuge (Ansatz zum Scheuermann) sehr lange pausieren.

„Das neue Team ist auch für mein Tbd.-Duo eine neue Chance“, gibt sich Ingendorn mit dem Erreichten nicht zufrieden. Die bisherige Übungsgruppe sei jetzt zu klein, um

sie zur Junioren-Europameisterschaft in Athen zu bringen, das Training zu aufreibend. „Wichtig ist es, sie auch ‚mal machen zu lassen‘ und nicht immer etwas zu sagen.“ So steht Ingendorn nun auf einem Podest in der Halle, kann alle zwölf Anvertrauten überblicken und dadurch mehr „action“ entfalten.

Disziplin oberstes Gebot

Mehr „action“ heißt auch, daß alle Schützlinge zurückstecken müssen. Disziplin sei oberstes Gebot. Davon können Roland Weidenbach und Dirk Kolacek ein Lied singen. Denn kaum läutet die Schulglocke zum letzten Mal, da sitzen sie auch schon im Zug und rattern über die eisernen Schienen von Essen nach Oberhausen. Im Eiltempo werden die restlichen Hausaufgaben erledigt, die in den Pausen noch nicht geschafft wurden. „Mittlerweile habe ich da Übung drin und meine Schrift ist nicht mehr so krakelig“, lacht Roland Weidenbach. Seine Lehrer müssen wohl zufrieden sein, die Noten sind wie beim Turnen: Gut. Erstaunlich für einen, der auszieht, bester Kunstturner Deutschlands zu werden. Für die „Penne“ bleibt eigentlich nicht allzuviel Zeit.

„Der Roland ist das größte Talent, das wir je in Nordrhein-Westfalen hatten“, sagt Siegfried Ingendorn und ergänzt: „Vielleicht sogar in ganz Deutschland.“ Nur Talent haben, das reicht freilich nicht. Seit vier Jahren wird 18 bis 20 Stunden pro Woche intensiv trainiert. Freizeit scheint ein Fremdwort zu sein. „Dafür können wir etwas vorweisen, was keine Schulkameraden oder Freunde haben. Wir sind Deutsche Meister“, gewinnt Dirk Kolacek den Strapazen auch positive Aspekte ab.

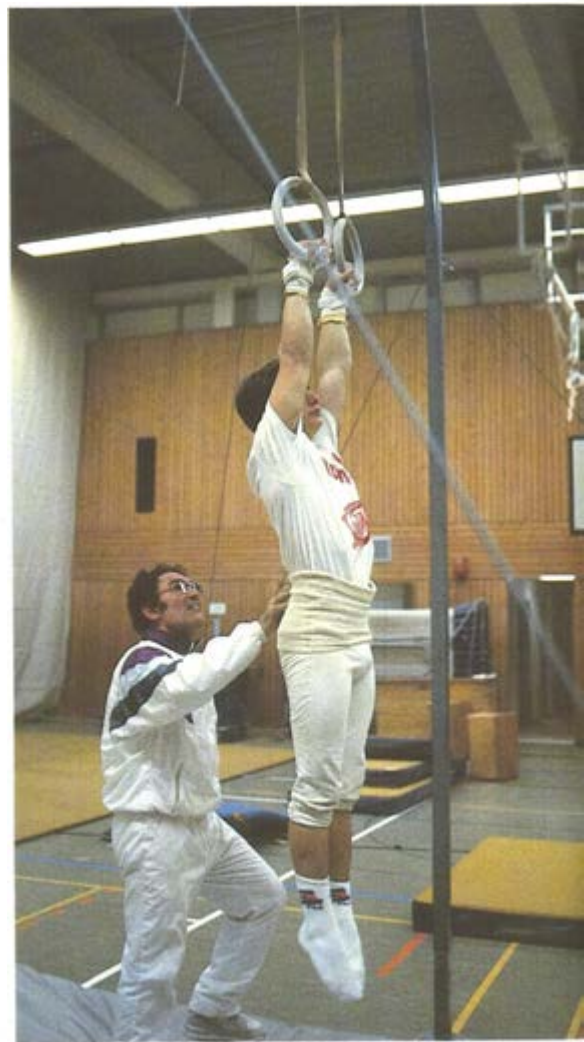
Ebenso wie Roland ist Dirk Mitglied des Bundes-C-Kaders. Bei der

vergangenen DM im Rahmen des Deutschen Turnfestes in Dortmund schickte sich Kolacek an, etwas aus dem Schatten seines Freundes herauszutreten: Gold-Medaille am Barren, „Silber“ am Reck und „Bronze“ an den Ringen in der A-Jugend-Klasse.

Weidenbach zeigte bei der B-Jugend den „besten Wettkampfseiner Laufbahn“ (O-Ton Ingendorn), obwohl er im Olympischen Zwölfkampf (Kür und Pflicht) „nur“ Fünfter wurde. Bei 101,40 Punkten trennten ihn 1,8 Zähler vom obersten Treppchen. Das waren weniger als seine 105,40 Punkte bei den Landesmeisterschaften, aber Roland setzte beim Sprung auf volles Risiko. Richtig atemberaubend sein Handstandüberschlag mit eindreiviertel Drehungen in der ersten Flugphase. Ein Sprung, der in der Welt bislang einmalig ist. Leider mißlang ihm dieser Coup. Noch, denn jetzt ist der Ansporn um so größer, diese Herausforderung zu meistern.

Motivations-Sog

In diesen Motivations-Sog lassen sich auch die anderen Athleten des Kunst-Turn-Teams Oberhausen ziehen. Roland und Dirk sind Vorbilder, an denen sie sich aufrichten können. Eifrig wird geübt, um die Regionalliga in Richtung zweite Liga zu verlassen. Auch die Trainingsbedingungen haben sich ob der Erfolge der Osterfelder verbessert. So kann „Papst Siegfried“ seine Schäfchen auch durchgehend am Wochenende um sich versammeln. Ohne lästige und zeitraubende Aufbauarbeiten, die gang und gäbe waren, als beispielsweise die Bodenmatte (48 Elemente à 2 qm) freitags stets abgebaut werden mußte, weil andere Vereine anschließend in der Schmachtendorfer Halle ihrem Sport nachgingen. Hier hat die



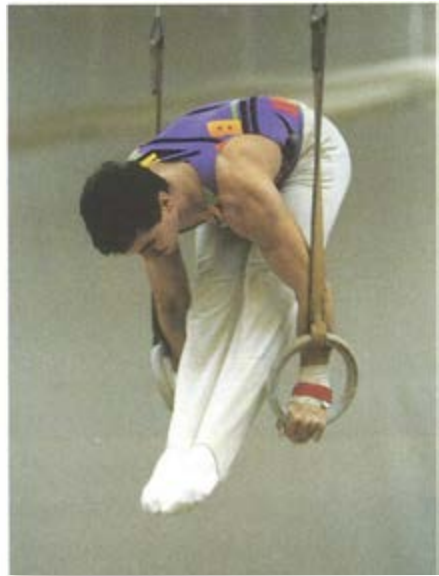
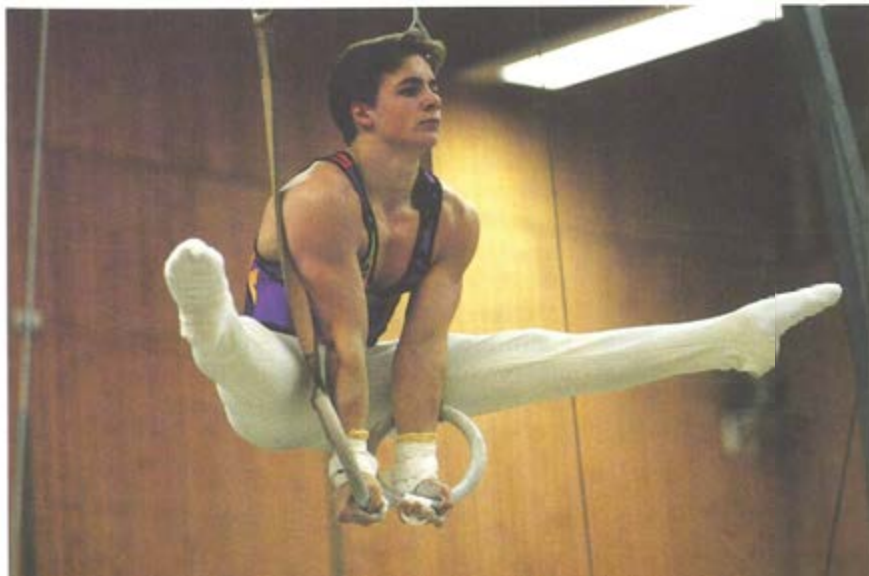
Trainer Siegfried Ingendorn prüft die korrekte Haltung seiner Schützlinge an den Ringen.

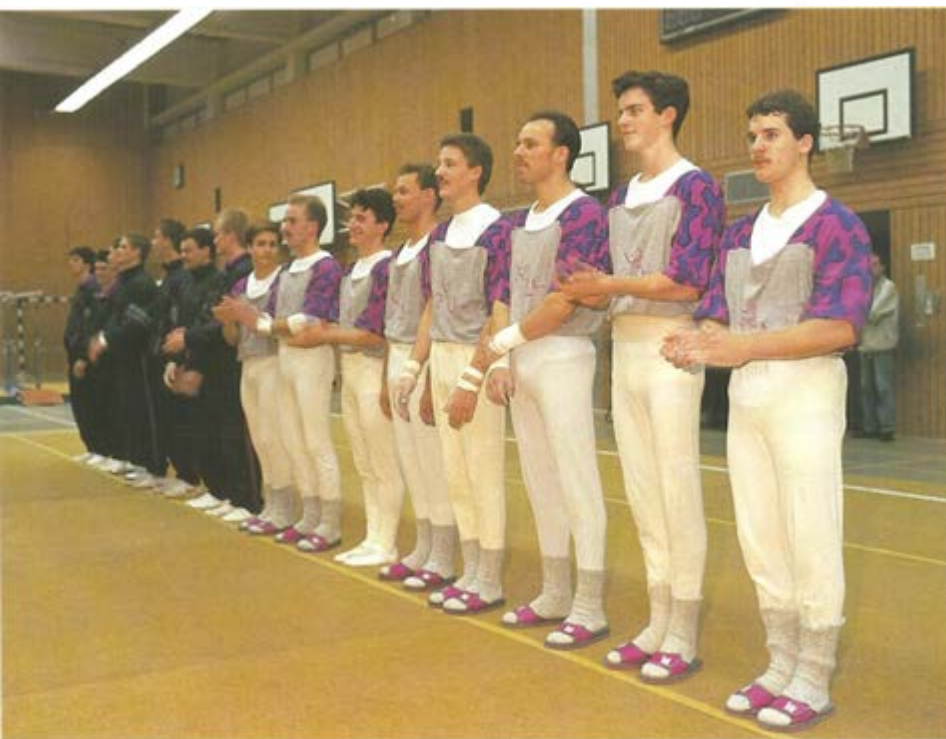
Sportverwaltung durch eine Umverteilung der Hallenzeiten dem KTT ein Zugeständnis gemacht, für das Ingendorn sehr dankbar ist, „auch wenn es noch weitere Verbesserungen geben könnte.“

Kleine Sorgen hat der erfolgsorientierte „Chef“ aber trotzdem: „Wenn wir aufsteigen wollen, darf



Kraft und Konzentration verkörpern die jungen Turner des KTT bei ihren Übungen an den verschiedenen Geräten.

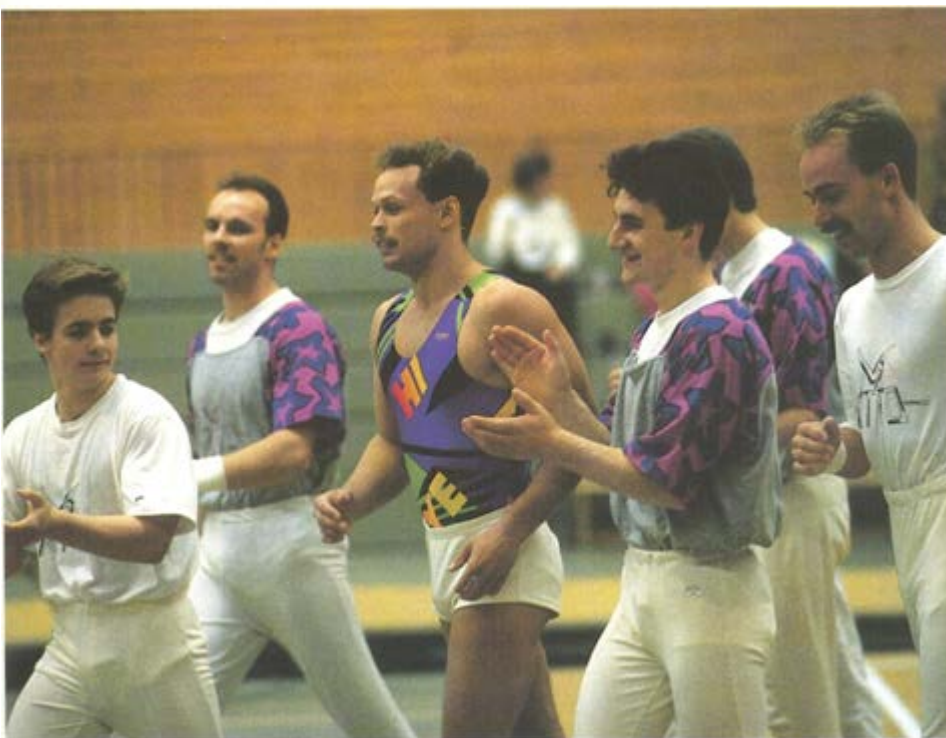




sich keiner verletzen." Durch den Ausfall von Wolfgang Steiner und Andreas Görres (Bundeswehr) ist die Decke der Allround-Turner, die an alle sechs Geräten gehen können, also Boden, Pferd, Ringe, Barren, Sprung und Reck, sehr dünn geworden: Neben Weidenbach und Kolacek sind dies Knut Reinke und Thorsten Gindera. Sie bilden das Gerüst der sechsköpfigen Wettkampfmannschaft. Die beiden freien Plätze muß der Coach mit Einzelspezialisten auffüllen. Hier bieten sich Jörg Geppert, Christian Schwind, Jare Kroll, Ralf Boeker und Holger Tiefenbach an.

„Wenn alle gesund bleiben, schaffen wir den Aufstieg“, ist sich Ingendorn sicher. Ungeachtet dessen plant er „ein großes Ding“. Ein welt-

Das Kunst-Turn-Team Oberhausen vor dem Wettkampf.



Die bisherigen Erfolge der Ingendorn-Riege lassen aufhorchen.

weit einmaliger Übungsteil geistert dem Coach durch seinen Kopf. Irgendwann soll ihn Roland Weidenbach am Barren umsetzen und dann auch Namensgeber sein. Zukunftsmusik. Vorrangig ist jedoch die Teilnahme an der Junioren-EM in Athen, für die die Regionalliga-Wettkämpfe eine gute Vorbereitung sind. Doch diese allein reichen nicht aus. Nach der deutschen Vereinigung wird der Start bei der Europameisterschaft schwieriger, denn die ehemaligen DDR-Athleten sind Asse. Damit auch Roland und Dirk mithalten können, will Ingendorn zusätzlich mittags gezielt mit ihnen üben. „Höchstleistungen müssen erarbeitet werden, denn Kunst kommt von Können“, sagt Ingendorn. Er muß es wissen.

MIT ESKIMOROLLE ZUM WM-TITEL

*„Wilde Silke“
paddelt auf der
Erfolgswelle*

BERT GIESCHE

Wieviele Kilometer mag sie auf dem Rhein-Herne-Kanal gepaddelt haben, wie oft hat ihr wohl das trübe Wasser in den blauen Augen gebrannt? Doch eine frischgebackene Weltmeisterin denkt gar nicht daran, in Pathos zu versinken. Die Quälereien haben sich gelohnt, das steht fest. Die Wildwasserkanutin Silke Schlautmann von der KSO (Kanusportabteilung des TC 69 Sterkrade) hat mit ihrem Mannschafts-Gold bei den Junioren-Weltmeisterschaften auf dem Fluß Albula in der Nähe von Davos/Schweiz den größten Sieg eines Oberhausener Sportlers seit langer Zeit eingefahren. Auch wenn es ‚nur‘ der Junioren-Titel ist, lange muß im stauigen Archiv gestöbert werden, um den letzten Weltmeister unserer Stadt zu entdecken. Schließlich landet man bei Willi Wülbeck, der im Jahre 1983 in Helsinki über 800 m den Titel holte, aber lange nicht so charmant lächeln kann wie die ‚wilde‘ Silke.

Am 18. Juni '90 erreichte die 17-jährige den Höhepunkt ihrer persönlichen Erfolgs-Welle. Sie erinnert sich noch einmal an die entscheidenden Augenblicke auf der durch Wassermassen ‚scharfgemachten‘ Albula: Im Einzel-Wettbewerb kenterte sie nach einer Unachtsamkeit. Silke wurde unfreiwillig zur ‚Froschfrau‘. Der Gedanke, ‚nur nicht aussteigen‘ schoß ihr

durch den helmgeschützten Kopf. Ihr gelang eine wirklich perfekte Eskimo-Rolle und der zweite Platz war doch noch gesichert, obwohl das Umdrehen des Bootes 25 wertvolle Sekunden gekostet hatte: ‚Silber-Silke‘.

Danach stand der WM-Mannschaftswettbewerb auf dem Programm. Zusammen mit ihren Kameradinnen Ruthar (Rosenheim) und Quiriam (Rheydt) paddelte sie dem favorisierten CSFR-Team davon: ‚Gold-Silke‘.

Als das Trio das glänzende Edelmetall in den Händen hielt, kannte der Jubel im deutschen Lager keine Grenzen. Bundestrainer Freddy Zimmermann landete standesgemäß in den kühlen Fluten und die Sektkorken knallten um die Wette. „Als ich da oben auf dem Treppchen stand und die Nationalhymne erklang, da fühlte ich mich einfach bombig“, beschreibt Silke den wohl erregendsten Augenblick ihrer sportlichen Karriere. Auch KSO-Vorsitzender Klaus Szukat war sichtlich bewegt, als man ihm die frohe Botschaft verkündete: „Ich muß sagen, ich hatte eine Gänsehaut.“

Nach den harten Wettkampftagen erholte sich Silke bei einem wohl-



Großer Bahnhof für „Gold-Silke“ nach ihrer Rückkehr von der WM in der Schweiz.

verdienten Urlaub in Italien. Sie besuchte ihre Brieffreundin und sah sich in Venedig um. Einziges Problem in der Stadt der Gondeln: Das Kanufahren ist verboten.

Die Früchte ihrer Arbeit erntete Silke, so ungewöhnlich das klingen mag, auch am Duisburger Hauptbahnhof. Selten hat sie so gestrahlt wie an jenem 26. Juli, als sie aus dem sonnigen Süden zurückkehrte. Der Inter-City aus ‚Bella Italia‘, ausnahmsweise pünktlich, bremste quietschend, die schmale Tür öffnete sich und ‚Gold-und-Silber-Silke‘ sprang heraus. Eltern, Freunde und die große KSO-Familie übertrönten mit einem dreifach schmetternden ‚Ahoi‘ den Bahnhofslärm. Die braungebrannte Ausnahme-Athletin wurde geherzt, abgelichtet und vom tierisch siegesfreudigen Vierbeiner ‚Gino‘ beschnuppert. Zwei junge Amerikaner bemerkten den Trubel und posierten mit ihr kurzerhand für einen Schnappschuß: „We tell everybody in the USA that you are World-Champion“.

Auch im heimischen Bootshaus hieß es beim offiziellen Empfang ‚Hoch die Tassen‘. Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond und Sportdezernent Jürgen Gerhardt gratulierten der jungen Weltmeisterin ebenso wie Ulrich Feldhoff, Vorsitzender des Deutschen Kanu-Verbandes, der sich natürlich wie ein Schneekönig freute, daß einer Athletin aus seiner Heimatstadt die Sensation gelungen war.

Eingespieltes Team

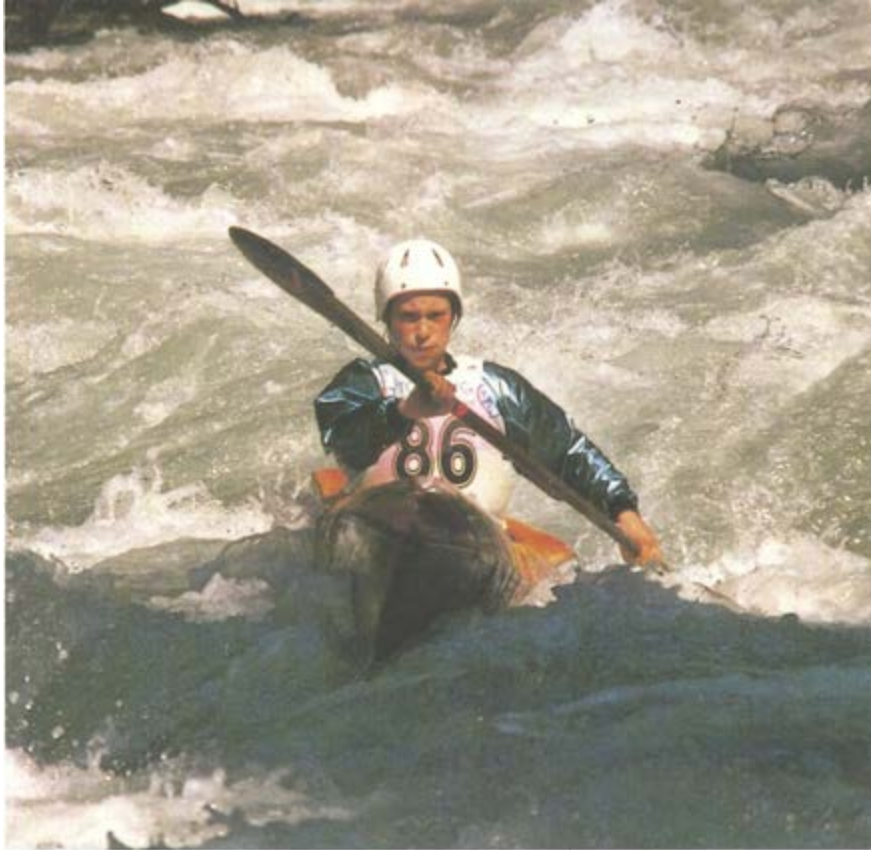
Das mitunter arg grausame Wettkampf-Schicksal hob Silke in die höchsten Höhen, ihre Zwillingsschwester Heike stand plötzlich in der Öffentlichkeit ein wenig im Abschied. Immerhin sind die beiden ein eingespieltes Team wie Alice und Ellen Kessler, das nicht nur auf der

gleichen Wellenlänge denkt, sondern sich, wie es bei Zwillingen nun mal vorkommt, auch äußerlich ziemlich ähnelt. „Dabei sehen wir doch ganz verschieden aus“, schmunzelt die zwei Minuten ältere Silke, eine Aussage, die flüchtige Beobachter an ihrer optischen Auffassungsgabe zweifeln läßt. Die Seelen-Verwandtschaft der beiden geht mittlerweile soweit, daß Silke auch auf den Namen ihrer Schwester hört und umgekehrt. Doch Verwechslungen nehmen die beiden mit Humor.

Wie hat alles begonnen? Nachdem Silke und Heike schwimmen gelernt hatten, beschlossen sie im zarten Alter von neun Jahren, ‚irgendetwas mit Wasser zu machen‘. Eine Testfahrt im Ruderboot sagte nicht zu, die ersten Kanu-Fahrten im nassen Element sorgten dagegen für prickelndes Vergnügen. Weitermachen? Na, klar! Vater Werner Schlautmann begann übrigens gleichzeitig mit seinen Töchtern. Ein Weltmeister ist aus ihm natürlich nicht mehr geworden, doch seine Liebe zum Kanu-Sport erleichterte es ihm in den kommenden Jahren, für Reisen und Ausrüstung der Zwillinge tief in die Tasche zu greifen. Allein ein gängiges Wettkampfboot schlägt schon mit knapp 2000 Mark zu Buche.

Daß Silke und Heike sich bald auf Wildwasser-Abfahrten konzentrierten, hängt wohl mit dem besonderen ‚natürlichen‘ Reiz dieser Disziplin zusammen. Das nasse Element entfaltet seine gesamte Kraft, man kann es niemals endgültig beherrschen. Andererseits gelangen Wildwasser-Fahrer in fast unberührte, traumhaft schöne Landstriche. In dem mindestens zehn Kilogramm schweren Boot müssen die Athleten ca. acht Kilometer zurücklegen, in ständiger Gefahr, Walzen, Wir-



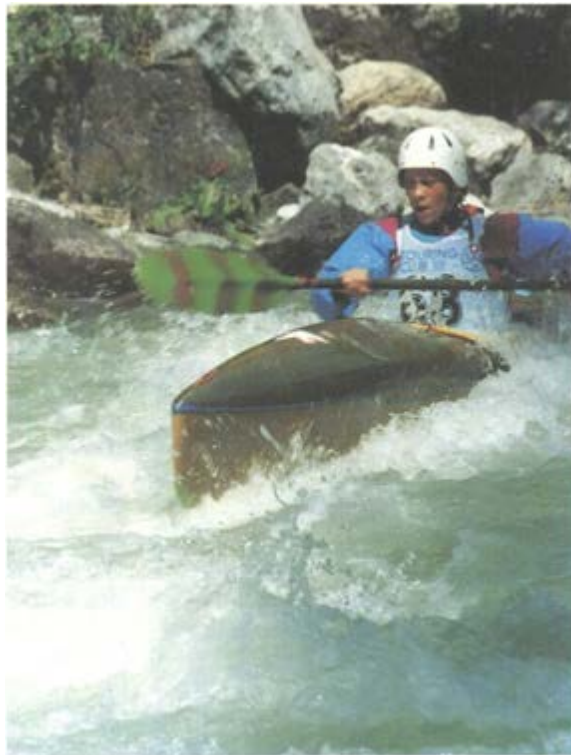


*Silke auf WM-Kurs im
gefürchteten Wildwasser der
Albula bei Davos.*

*Nach aufregender Fahrt:
Einmal „Gold“, einmal
„Silber“.*

*Silke (lks.) und Heike
Schlautmann in ihren zehn
Kilogramm leichten Kanus
auf dem Rhein-Herne-
Kanal.*

*Mit dem Rad zum Training:
Die Zwillinge Silke (lks.)
und Heike Schlautmann.*



beln und weiteren wüsten Wasserlaunen zum Opfer zu fallen.

„Die Flachbahn war uns zu langweilig, der Kanuslalom dagegen erfordert eine wirklich extreme Bootsbeherrschung“, verteidigen die beiden ihre Entscheidung für die Abfahrt, die wohl nach der Weltmeisterschaft niemand mehr anfechten möchte.

„Nußschalen“

Daß sie mittlerweile über eiserne Nerven verfügt, verdankt Silke auch dem Training auf der vielbefahrenen Schiffsstraße Rhein-Herne-Kanal. Kanuten anderer Vereine haben schon die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, als sich die gigantisch wirkenden Frachtschiffe ihren „Nußschalen“ näherten.

Die deutsche Konkurrenz haben die „Schlautmänner“ – nicht zuletzt durch die unermüdliche Arbeit des KSO-Trainers Michael Schaluschke – seit einigen Jahren fest im Griff: Von 1984 an startete das Duo bei Deutschen Meisterschaften. 1986 landete Silke den ersten Volltreffer. Auch '88 und '90 verwies sie die Konkurrenz, inklusive Heike, die meist einen Rang hinter ihr landete, auf die Plätze.

Wie die meisten Hochleistungssportler gerät auch die Weltmeisterin ins Grübeln, wenn sie nach ihren Hobbys gefragt wird. „Ab und zu geh ich 'mal tanzen“, findet sie schließlich noch eine Freizeitbeschäftigung, die auf den ersten Blick nichts mit dem Kanu-Sport zu tun hat. Tatsächlich „zappelt“ sie aber immer nur im Music-Circus-Ruhr, der ja bekanntlich so nahe am KSO-Klubhaus liegt, daß man vom Krafraum aus den Tropen-Drink in der Cocktailbar bestellen könnte.

Auch beruflich geht es mit Silke aufwärts: Nachdem sie die Theodor-Heuss-Realschule mit der Mitt-



leren Reife („entgegen allen Befürchtungen sogar mit recht guten Noten“) abgeschlossen hatte, absolviert sie zur Zeit in der Landeszentralbank in Düsseldorf eine Lehre als Bankkauffrau. „

Für das ‚Jahr 1‘ nach dem großen Erfolg hat sich Silke ein langsames Herantasten an das Leistungsniveau der deutschen Senioren-Klasse vorgenommen. Dafür, daß sie in Oberhausen bleibt, gibt sie Brief und Siegel, obwohl der nächste Wildwasser-Kanu-Verein pikanterweise in Düsseldorf, der Stadt ihrer Arbeitsstelle, ansässig ist. „In einem anderen Klub wäre ich nicht mehr wie in einer Familie eingebunden“, weiß Silke den KSO zu schätzen, „außerdem sind im Wildwasser-Kanu die Talentspäher noch nicht sehr aktiv.“

Einige ‚wilde‘ Kanu-Träume hat sie sich allerdings bewahrt: „Einmal die Traumstrecken in Lipno (CSFR) oder Bourg Saint-Maurice (Frankreich) in Angriff zu nehmen, das wäre eine feine Sache.“ Nur vor dem Grand Canyon, dem sicherlich wildesten Wildwasser, hat sie eine gehörige Portion Respekt: „Das überlasse ich lieber den Lebensmüden.“

Es klingt deprimierend, aber Silke wird nie zu Olympischem Edelmetall gelangen, auch wenn sie sich noch so anstrengt. Keine Olympia-Stadt verfügt über eine natürliche Abfahrts-Strecke von mehreren Kilometern Länge, die die Abfahrer nun einmal benötigen. Doch Silke läßt sich von den ‚beschränkten Zukunftsaussichten‘ nicht einschüchtern: „Weltmeisterin zu sein, ist doch auch ‚was Schönes‘“. Recht hat sie.

Wildwasser-Kanu: Ein im wahrsten Sinne des Wortes mitreißender Sport.

FAST WIE DIE GROSSEN

*Piste des
Modell-Renn-Clubs Alstaden
verfügt sogar
über Flutlicht*

NICOLE SCHAUERTE

Hektik liegt in der Luft und ein eigentümlicher Geruch von Treibstoff reizt die Nase. Die schnellen Flitzer stehen am Start und scharren so kurz vor dem Rennen „mit den Füßen“. Endlich das erschnute Startzeichen, der Wettlauf um Platzierung und Bestzeit beginnt. Die Streckenposten sind wachsam und wenn ein Fahrzeug von der Strecke abkommt, sind sie blitzschnell da, um ihm möglichst flott wieder ins Rennen zu verhelfen. Spannung auch bei den Zuschauern und im Fahrzeuglager, wo die Helfer nervös auf den Ausgang warten. – Nein, das ist keine Beschreibung eines Tourenwagen- oder gar Formel-1-Rennens. Vielmehr handelt es sich bei den erwähnten Fahrzeugen um Modellautos im Maßstab von 1:8, die immerhin Geschwindigkeiten von bis zu 115 Stundenkilometern erreichen. Sie fahren in Oberhausen und zwar auf der Minicar-Anlage des Modell-Renn-Clubs Alstaden, kurz MRC.

Den Club gibt es hier seit 1977, seit 1983 ist er gemeinnütziger Verein.

Die Oberhausener Minicar-Anlage wurde 1984 in der Nähe des Bero-Zentrums gebaut. In diesem Jahr wurde Josef Holl auch zum ersten Vorsitzenden gewählt. Er investierte Zeit und viel Engagement in den Aufbau des Vereins und in den Bau der Anlage. Seiner Initiative ist es auch zu verdanken, daß es auf dem rund 3600 Quadratmeter großen Gelände neben einem überdachten Fahrerstand, einem überdachten Fahrerlager und einem kleinen Ge-

Gedränge auf der Piste am Bero-Center: Die Flitzer fallen durch ein farbenprächtiges Outfit auf.

bäude, in dem sozusagen die „Schaltzentrale“ (bei Rennen zum Beispiel) untergebracht ist, auch einen kleinen Garten gibt, wo sich die Aktiven an lauen Sommerabenden 'mal zum gemütlichen Beisammensein treffen.

Fragt man Josef Holl, was das eigentlich für Leute sind, die mit Begeisterung diesem doch recht ungewöhnlichen Hobby und Sport nachgehen, sagt er: „Bei uns fahren sowohl 14-jährige Schüler als auch Ärzte, Geschäftsleute oder Ingenieure. Eine bunte Mischung sozusagen.“ Mit seinen etwa 55 Mitgliedern ist der MRC ansonsten eher ein kleiner Oberhausener Verein.

Dafür sind viele der „Rennfahrer“ im nationalen und internationalen Wettbewerb um so erfolgreicher. Fünf Fahrer werden 1991 in der höchsten, der A-Klasse, mitfahren. Einer von ihnen ist Frank Gerlings. Während seiner Lehre im Spielwarenbereich wurde sein Interesse zunächst für Schiffsmodelle geweckt. Doch dann entdeckte er die Auto-Modell-Rennen. „Die Geschwindigkeit reizt dabei schon,“ gesteht er mit einem Zwinkern und bestätigt, daß die aktiven Rennfahrer im Modellsport auch bei ihren fahrbaren Untersätzen im Alltag nicht gerade auf die Kleinwagenklasse zurückgreifen, zumindest was die PS-Zahl betrifft. „Wenn man zu einem Rennen fährt und die Autos auf





dem Parkplatz betrachtet, weiß man schon einiges“, berichtet Gerlings.

Auffällig ist auch, daß zumindest in Oberhausen keine Frauen im MRC mitfahren. Woran das liegt ist schwer zu sagen. Fest steht jedoch, daß Modellrennen ein relativ teures Hobby und ein durchaus als exklusiv zu bezeichnender Sport sind. Eine Grundausstattung, das heißt Auto, Funkfernsteuerung und die notwendigen Ersatzteile sind im Durchschnitt mit 2 500 Mark zu veranschlagen. Da überlegt man sich natürlich gut, ob man eine solche Investition tätigt.

Tuning nicht erlaubt

Die Autos werden fertig gekauft, optisches Tuning ist nicht erlaubt. In der Tourenwagenklasse ähneln die Ausgaben der 1 : 8-Verbrenner den großen Vorbildern. Sie heißen ebenso Jaguar, Corvette, BMW, Toyota, Mazda und so weiter. In der Sportklasse, der Gruppe der Klasse-C-Karosserien, sind es die Sauber-Mercedes, die Jaguar, die Porsche und andere, die das Herz der Modell-Rennfahrer höher schlagen lassen. Gebastelt werden darf trotzdem

Minicar: In Alstaden bisher reine Männer-Domäne.

und natürlich ist das ein Teil des Reizes, der den Umgang mit den Miniaturausgaben ausmacht. Die meisten Fahrzeuge fahren mit Allradantrieb. Die Motorleistung liegt bei 2,2 PS und 3,5 ccm Hubraum. Bis zu 33.000 Umdrehungen schafft ein solcher Motor. Bei der Information, daß diese Wagen von 0 auf 100 km/h in nur drei Sekunden (!) beschleunigen, bekommen garantiert sogar Sportwagenbesitzer weiche Knie. Einzelradaufhängung, spezielle Stoßdämpfer, eine Flichkraftkupplung und die Zwei-Stufen-Zweigan-Automatik sind weitere technische Details, die auch dafür sorgen, daß sich das Fahrzeug im Rennen gut steuern läßt und wunschgemäß „wie ein Brett“ in den Kurven der Mincar Anlage liegt.

Die Fahrer haben jedoch gegenüber den großen Vorbildern einen entscheidenden Vorteil: Sie stehen mit ihrer Funkfernsteuerung auf

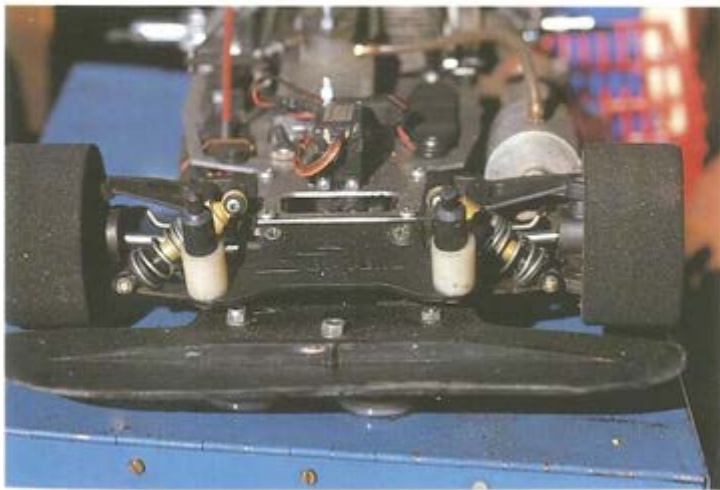


In nur drei Sekunden beschleunigen die Modellflitzer von 0 auf 100 km/h.

dem erhöhten Fahrerstand und ärgern sich zwar, wenn der Wagen aus der Bahn geworfen wird – doch passieren kann ihnen selbst nichts. Wichtig ist eine gute Konzentration für die entscheidenden fünf Minuten eines Laufes. So lange reicht der Treibstoff der kleinen Flitzer auch aus. Mit einer Tankflasche werden dann erneut 125 Kubikzentimeter nachgefüllt. Wer weiß, daß die Mischung, die diese Fahrzeuge antreibt, zu unterschiedlichen Teilen aus Synthetiköl, Methanol und Nitromethan besteht, versteht auch, warum der Geruch so sehr die Nase reizt. Übrigens gibt es auch hier Geheimrezepte, da legen die Fahrer großen Wert drauf.

Ersatzteilkoffer

Genauso wichtig sind die vielen Helfer bei einem Rennen und geradezu unentbehrlich ist der für ei-



Rund 2500 Mark kostet ein solches Modellauto einschließlich Fernsteuerung. – Ein Blick in das „Innenleben“ der Renner.

nen Fahrer obligatorische Ersatzteilkoffer. Er enthält unter anderem Reifen, Querlenker, Antriebswellen (auch „Knochen“ genannt), Zahnräder, Servos und andere Teile, die während eines Rennens ausfallen können. Ausgewechselt werden darf alles, nur das Chassis muß unverändert bleiben.

Unverzichtbar ist auch der „Starter“, der mit einer Autobatterie und nach einem ähnlichen Prinzip wie bei einem Diesel den Motor anwirft, der dann die 2,5 Kilogramm-Lebendgewicht auf die Strecke bringt.

Die Zeitnahme bei einem Rennen erfolgt automatisch durch einen

Computer. Er läßt sich auch von der Geschwindigkeit nicht täuschen und ermittelt die Plazierungen. Vor dem Start werden die Fahrzeuge noch überprüft. Neben dem Gewicht sind auch die Funkfrequenzen wichtig. Hier kann es im Zweifelsfall zu Störungen kommen. Innerhalb des Rennens gehen mit den Fahrern auch schon mal die „Gäule durch“. In seltenen Fällen kommt es zu Rempereien auf der Bahn und ein oder zwei Fahrzeuge „fliegen raus“, aber wie gesagt, vieles ist eben genau wie bei den „Großen“.

Neben dem traditionellen Friedensdorf-Rennen gab es in Alstden in diesem Jahr auch die Deutsche Meisterschaften der Mini-Cars in der B- und C-Klasse. Teilnehmer aus der ganzen Bundesrepublik kämpften mit ihren Tourenwagen um den Titel. Deutscher Meister wurde in Oberhausen Alois Inninger aus Rosenheim vor dem erst 14jährigen Gabriel Sebastian. In der A-Klasse heißt der Deutsche Meister Klaus Engel. Er ist ebenfalls aus Rosenheim.

Sie alle kommen gerne nach Oberhausen. Die Anlage hat nicht nur in der Umgebung, bei den benachbarten Clubs in Duisburg und Haltern, einen hervorragenden Ruf. Mit ihren 230 Metern Länge kann sie sich gut mit den übrigen Anlagen in Deutschland messen und verfügt sogar als einzige Mini-car-Anlage über Flutlicht. Auch die Streckenführung ist sehr beliebt.

Wer einmal ein echtes Bild dieses ungewöhnlichen Modellsports gewinnen möchte, sollte sich ein Rennen anschauen. Echte Hektik und interessante Informationen gibt es auch hier. Es müssen eben nicht immer Niki Lauda, Ayrton Senna oder Walter Röhrl sein, die den Reiz des Rennsports vermitteln.

OHNE FLEISS KEIN PERFEKTER SCHRITT

*Im Tanzsport fallen
erfolgreiche Paare nicht
vom Himmel*

ASTRID KNÜMANN

„Tanz: mit Gestik und Mimik verbundene rhythmische Körperbewegung, durch die seelisch-geistige Vorgänge oder äußeres Erleben abbildhaft ausgedrückt werden sollen.“ – so interpretiert das Lexikon dieses Wort, das doch so viel mehr bedeutet als Drehungen zu harmonischer Musik.

Über 300 aktive Tänzerinnen und Tänzer in Oberhausen kennen die Bedeutung dieses Wortes ganz genau – sie haben sich dem Tanzsport verschrieben, drehen ihre Runden auf dem Parkett nicht nur zum Vergnügen, sondern für glänzendes Edelmetall und blitzende Pokale. Schwerpunktmäßig betreiben vier traditionelle Clubs und Vereine in unserer Stadt die Förderung des Tanzsports. Sowohl der TC Royal und der Tanzturnier Club Oberhausen als auch die Tanzsport Residenz und – seit einigen Jahren – der Rock'n Roll Club haben auf dem Tanzparkett beachtliche Erfolge aufzuweisen.

In der zweiten Bundesliga tanzt immerhin eine Standard-Formation, eine Latein-Formation schlägt sich ebenso beachtlich in der Landesliga wie eine Oberhausener Jazzdance-Formation in der Oberliga West und zwei Standard-Formationen in der Regionalliga.

Ziel aller Vereine: „Wir wollen Paare soweit fit machen, daß sie in Wettkämpfen starten können.“ Dabei hilft es natürlich, daß das Tanzen populär geworden ist, das Interesse am Tanzsport ist gewachsen. Das zeigt sich auch in den Mitgliederzahlen der Vereine: In ihnen widmen sich insgesamt immerhin 83 junge Leute unter 18 Jahren und mehr als 700 Frauen und Männer, die älter sind als 18, intensiv diesem Sport.

Für Laien ist es sicher kein leichtes Unterfangen, sich in dem Gewirr der Klassen und Stufen zurechtzufinden. Fachbereichsleiter Andreas Schröder hilft: „In den Klassen E, D, C, B, A und S wird gestartet. Beim



*Früh übt sich, wer
einmal ein Meister
auf dem Parkett
werden will.*



Die Paare der Rock'n Roll-Formation „Emschertiger“ beim schweißtreibenden Training.

Rock'n Roll sind es C, B und A.“ Während ‚E‘ soviel wie Einstiegs- und Erprobungsstufe bedeutet, ist ‚S‘ die höchste Startklasse.

Nun fällt ein erfolgreiches Tanzpaar nicht plötzlich vom Himmel – die harte Arbeit auf dem Weg zum Erfolg beginnt oft schon im Kindesalter. Das Kindertanzen hat in den letzten Jahren einen hohen Stellenwert erhalten. Die vier- bis siebenjährigen schwingen schon ganz prima das Tanzbein. Doch kommt es ihnen nicht in erster Linie auf eine exakte Schrittfolge an: Spieleinheiten und Musik, um die Kleinen an die Melodien heranzuführen, stehen ganz oben auf der Trai-

ningsliste – nur so lernen Kinder, sich zur Musik zu bewegen. Sie lernen Rhythmusgefühl und da kann es sein, daß auch eine Trommel den Ton angibt.

Trainerstunde

Warum aber schicken Eltern ihre Kinder zum Tanzunterricht? Mitarbeiter der Vereine sind sich einig: „Tänzer bewegen sich anders. Auch sollen die Kinder im Tanzverein anderes hören als zum Beispiel auf einem Fußballplatz.“ Ein bißchen Elite? Tatsächlich äußern die Fachleute der Vereine die Sorge, daß der Tanzsport zu elitär werden könnte. Da ist die Rede von einem hier und da übertriebenen Aufwand, der beispielsweise in der Kleiderfrage schon bei Jugendlichen getrieben wird: „Es gibt“, so berichten Kenner, „schon Jugendliche, die ab-

springen, weil ihre Eltern das nicht mehr finanzieren können.“

Soweit es geht, helfen die Vereine, doch ihre Mittel sind begrenzt. Wer sich dem Tanzsport verschreibt, muß wissen, daß es ein nicht ganz preiswertes Hobby ist: Erreicht man die Höhen des Tanzsports, so kalkulieren die Tanzpaare neben Fahrt- und Kleiderkosten auch 60 bis 100 DM pro Trainerstunde ein, die dann nicht selten zum ‚normalen‘ Vereinstraining hinzukommt.

Andreas Schröder: „Das betrifft vor allem die aktiven Tänzerinnen und Tänzer, die in der Hauptklasse starten. Ein hochklassiges Tanzpaar trainiert etwa zwei Stunden an jedem Tag – mindestens.“ Kleiderkosten, Training und nochmals Training – was treibt den Tänzer, sich immer wieder der Herausforde-

rung zu stellen, immer wieder den Wettkampf mit anderen zu suchen?

Puderdose

Zur Hälfte sei es schlicht die Freude am Tanzen, berichten Aktive. Zur anderen Hälfte aber ist es auch der Wunsch, der oder die Beste zu sein, ganz oben auf dem Treppchen zu stehen. Da nimmt man gern die schweißtreibende Vorarbeit und auch die Zitterminuten vor und während eines Turniers in Kauf: „Beim ersten Mal war es ganz furchtbar“, erinnert sich ein aktiver Tänzer, und er weiß, daß es wie ihm vielen ging. Auch nach langen Jahren heißt es vor dem Turniertanz: Zittern vor Nervosität.

Jeder hat da so seinen ganz persönlichen Trick, um die Wartezeit zu verkürzen: Dort werden die Schuhe zum x-ten Mal gewienert,

Grazie, Anmut und elegante Kostüme: Turniertanz ist auch etwas für's Auge.



hier wird noch einmal die Puderdose herausgeangelt. Dann endlich ist es soweit: Man will das Beste geben und „prompt fallen einem sofort die eigenen Fehler auf. Die aber sollte man auf dem Parkett ignorieren, sonst wird's noch schlimmer.“

Kenner wissen: Ist dann die Endrunde erreicht, soll neben dem perfekten Schritt auch das gute, alte ‚Bezirzen‘ der Wertungsrichter ein bißchen helfen.

Egal, ob man ganz vorn ist oder nicht, die Siegerehrung ist der angenehmste Teil des Turniers, versichern die aktiven Tänzerinnen und Tänzer: „Dann ist die Spannung weg.“

Frack fasziniert

Nun muß nicht jeder Tänzer gleich den Schritt zum großen Turnier wagen – neben Kindern, Ju-





gendlichen und Erwachsenen haben längst die Senioren das Tanzparkett erobert. Auch sie beweisen, daß man mit 60 noch lange nicht zum alten Eisen gehört. Gerade die Senioren zeigen, daß der Breitensport ein guter Einstieg in eine Turniertanz-Karriere ist. Viele wollen es noch einmal wissen, wollen mehr und wechseln noch zum Turniertanzen. Ebenso wie die jungen Freunde des Samba, Rumba, Rock'n Roll oder Walzers messen die älteren Semester ihr Können im Wettbewerb.

Nachdem Oberhausener bei 'Standard' und 'Latein' gute Erfolge einheimsten, schicken sich inzwischen Tänzerinnen und Tänzer aus unserer Stadt an, auch beim Jazz- und Modern Dance 'in Schwung zu kommen'. Erst seit

Erst die Kür, dann das Warten auf das Urteil der Wertungsrichter.



1990 werden in diesen Sportarten in Nordrhein-Westfalen Turniere durchgeführt. Die Vereine rechnen in den nächsten Jahren mit einem Boom im Bereich dieser Tänze.

Egal, ob Standard oder Latein-amerikanische Rhythmen, ob Jazz oder Rock'n Roll – was hält die Aktiven trotz der harten Trainingsarbeit bei der Stange?

In den klassischen Tanzsportarten spielt das ästhetische Element eine große Rolle: Noch immer faszinieren Frack und elegantes Kleid. Auch reizt der Gewinn der Pokale – die Paare und Formationen wollen der Konkurrenz voraustanzen. Insider aber verraten: „Wir hören gern Applaus. Diejenigen, die einmal auf dem Treppchen gestanden haben, brauchen das. Dafür schwitzen wir Blut und Wasser.“

UND ES BEWEGT SICH DOCH

*Oberhausen arbeitet mit
am neuen Bild
des Reviers*

KLAUS FELDKELLER

„Ein Atom ist leichter zu spalten als ein Vorurteil“. Ein Zitat Albert Einsteins charakterisierte trefflich das Ergebnis der ersten Analyse über das Image des Ruhrgebietes draußen im Lande. Der Kommunalverband Ruhrgebiet, Interessenvertreter und Zusammenschluß von elf Städten und vier Kreisen, hatte vor geraumer Zeit in der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit nach Assoziationen zum Revier gefragt. Das Ergebnis war ernüchternd: Das Bild über die Region war schwarz-grau eingefärbt und entsprach keinesfalls mehr den Realitäten.

„Ein starkes Stück Deutschland“ – unter diesem Motto wurde daraufhin vor fünf Jahren eine offensive Anzeigen-Serie über das Ruhrgebiet in überregional erscheinenden Zeitschriften gestartet. Eine Kampagne, die Gewohntes, Außergewöhnliches, Auffallendes und Bemerkenswertes aus diesem traditionell industriell geprägten Ballungs-

raum und damit auch aus Oberhausen in farbigen Großformat-Anzeigen zeigen sollte.

Millionen-Beträge wurden bislang aufgewandt, um dem düsteren Bild vom Revier ein aktuell-zeitgemäßes entgegenzusetzen. Zielvorgabe war und bleibt auch heute, so Udo Thies als Öffentlichkeitsarbeiter des Kommunalverbandes Ruhrgebiet, zu verdeutlichen, „daß sich im Revier ein permanenter Strukturwandel vollzieht, der einfach mit dem Bild in den Köpfen vieler Menschen außerhalb des Reviers nicht mehr korrespondiert“.

Die Düsseldorfer Werbe-Profis RSCG, Butter, Rang erhielten den Auftrag, sprichwörtlich ein neues Bild in den Köpfen entstehen zu lassen. Ob es um Wirtschaft, Wissenschaft, Kultur oder Sport ging, das Revier entpuppte sich bis heute für die Werbeleute als schier unerschöpfliche Quelle. In der Kampagne konnten Millionen Leser – auch im Revier – all' das wiederfin-

den, was neu entdeckt wurde und so gar nicht in das Bild von Schlotten, Zechen und Stahlwerken paßte: Unberührte Niederrhein-Landschaften, herrschaftliche Schlösser und natürlich die Menschen, die hier leben und es sich einfach nicht vorstellen können, woanders zu leben als im Revier.

Oberhausen hat für die Anzeigenkampagne bislang fünf Motive zum „starken Stück Deutschland“ geliefert: Da waren zunächst die „Westdeutschen Kurzfilmtage“, mit denen Oberhausen Filmgeschichte nicht nur in der Fachwelt geschrieben hat. Unter dem Motto „Weg zum Nachbarn“ stellt sich Oberhausen bekanntlich seit 1954 vor. „Kirchturms-Denken“ sollte aber weder diese noch alle anderen Anzeigen fördern: Zusätzlich zum Oberhausener Plakat wurde detailliert über das Bochumer Schauspielhaus informiert, dazu Hinweise zu den Wittener Kammermusik-Tagen vermittelt.

Botschafter-Rolle

Parallel zu diesen doppelseitigen Anzeigen des Kommunalverbandes, die sozusagen die „Dachkampagne“ bilden, erscheinen zudem regelmäßig Streifenanzeigen in Zeitungen und Zeitschriften, die das konkrete Angebot einzelner Städte präsentieren. Mit Zeitungsanzeigen und Plakatierungen wenden sich die Essener Öffentlichkeitsarbeiter des Kommunalverbandes jetzt auch verstärkt an die „eigene Bevölkerung“, um die „Botschafter-Rolle“ der Ruhrgebietsbewohner zu stärken.

Auch das Oberhausen „gelenkig hält“, war den Revier-Werbern ein eindrucksvolles Plakat-Motiv wert. Mit dieser Headline wurde ein neuer Werkstoff der Holtener Hoechst-Filiale Ruhrchemie vorgestellt, der sich im Einsatz als künstliche



Diese künstliche Gelenkpfanne war ein Thema unserer Stadt für die KVR-Kampagne.

Eine Vielzahl von Informationen über das Ruhrgebiet.

Wirtschaft

Kultur

Bildung und Weiterbildung

Gastronomie

Sport

Forschung und Transfer

der größten Landschaften mit das an Qualität ist: iet.

europäische Industrieregion: Kohle und Stahl gesute ein tiefgreifender bel das Ruhrgebiet zu sentrum nicht nur für am zunehmend auch rnehmen.

och: eine sensuppe kratzwurst pfeilkomche! Das

erung im Ruhrgebiet Wenn es um Sport hier die besten Anla- 10.000 Sportsstätten t Deutschlands größ- ta gibt es nichts, was

Wissenschaft und Forschungstransfer sind Grundlage und Garant für die technologische und wirtschaftliche Weiterentwicklung einer Region. Mit seinem dichtem und leistungsfähigen Netz von Hochschulen, Forschungs- und Transferinstitutionen ist das Ruhrgebiet für die Zukunft gerüstet.

über weitere technische Neuerungen vermittelt, die im Ruhrgebiet entwickelt wurden. Als „Verpackungskünstler von Oberhausen“ wurde die Firma Evers vorgestellt, die mit einem maßgeschneiderten Computer-Programm ganze Verpackungsarbeit leistet und über die Stadtgrenzen hinaus technologische Maßstäbe setzt.

Dem Thema Müll-Verwertung haben die Essener KVR-Werber ebenfalls ein Motiv gewidmet – der richtungsweisenden Müllkompostierungsanlage der Deutsche Babcock AG. Wiederum eingebunden in die Information, daß neben Oberhausen auch andere Revierstädte daran arbeiten, die Luft rein, den Boden sauber und das Wasser klar zu machen. Oberhausens Anstrengungen, sich einen klangvollen Namen als bedeutendes Umweltzentrum zu schaffen, wurden hier erstmals nachdrücklich ins Bild gesetzt. Die Bundesbevölkerung wurde außerdem darüber aufgeklärt, daß man „dank Oberhausen beim Obstverzehr nicht länger in den sauren Apfel der chemischen Konservierung beißen muß“. Denn die Kälteschraubenkompressoren der MAN Gutehoffnungshütte lassen Obst und Gemüse in Kühlräumen selbst längere Aufenthalte erntefrisch überstehen.

Weitere Informationen zum Wirtschaftsraum Ruhrgebiet werden vom KVR speziell angeboten. „Mit dieser konzentrierten Kampagne wenden wir uns an die Meinungsführer und Entscheidungsträger in der Wirtschaft, um gerade auch die Attraktivität des Wirtschaftsraumes Ruhrgebiet herauszustellen und langfristig Arbeitsplätze zu sichern und zu schaffen“, sieht Udo Thies Sinn und Notwendigkeit der aufwendigen PR-Aktionen.

Typisch für die gesamte KVR-Strategie

tegie in der Öffentlichkeitsarbeit bleibt, so Udo Thies, „gerade nicht die Kirchturmspolitik von singulären Interessen der elf im Verband organisierten Städte sowie der vier Kreise zu unterstützen“.

Dies paßt so recht ins Bild der gemeinsamen Anstrengungen, die Olympischen Spiele ab dem Jahr 2000 ins Ruhrgebiet zu holen. Daneben zielt die Werbe-Aktion gerade auch darauf ab, die Region als Tagungsort überregional bedeutender Veranstaltungen herauszustellen.

Initiativkreis

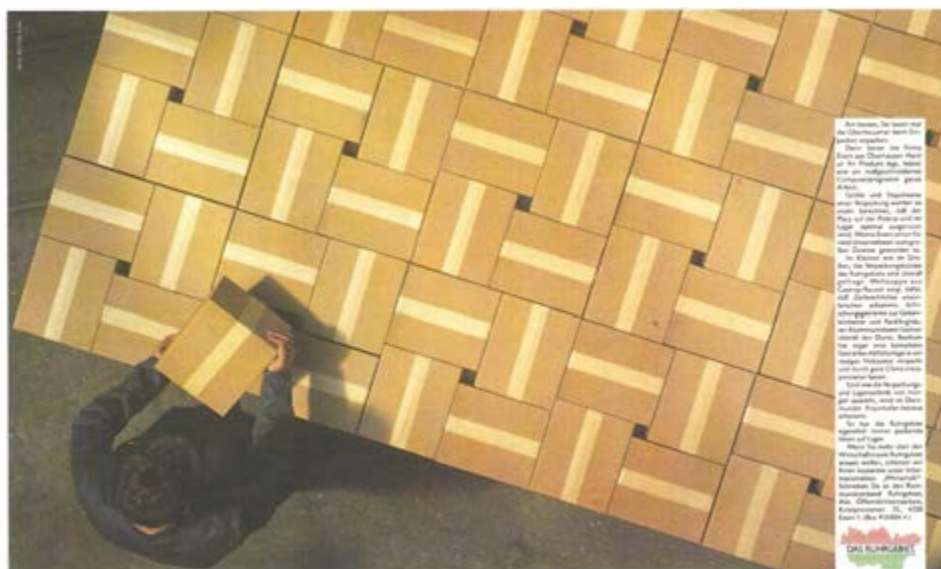
Unterstützt wird der Kommunalverband Ruhrgebiet jetzt auch von zusätzlichen Initiativen wie „pro ruhrgebiet“ oder dem „Initiativkreis Ruhrgebiet“, einem Zusammenschluß großer Firmen, der Investitionsmaßnahmen der privaten Wirtschaft im Ruhrgebiet fördert, kulturelle, sportliche und wissenschaftliche Glanzveranstaltungen in der Region sponsort – wie beispielsweise den Vortrag des Nobelpreisträgers Prof. Binnig in Oberhausen – und sich auf diese Weise verstärkt für die Zukunftsentwicklung der Region und den erfolgreichen Strukturwandel einsetzt.

Zurück zum „starken Stück Deutschland“: Auch ein Plakat über den technisch ausgeklügelten und mehrfach ausgezeichneten Mehrzweck-Farbeimer der Oberhausener Firma Contilack als typisches Beispiel modernster Umwelttechnologie „made im Ruhrgebiet“ wurde, so Udo Thies, bereits fest als neues Oberhausener Motiv für die Anzeigerserie eingeplant.

Allerdings – immer noch werden die gesundheitlichen Aspekte des Lebens im Revier, die Belastungen durch den Verkehr und verstärkt auch die Wohnverhältnisse laut Umfrage als problematisch angesehen. Und hier ist es sicher nicht nur



Was wäre die Filmgeschichte ohne Oberhausen.



Der Verpackungskünstler von Oberhausen.

„Das Ruhrgebiet – ein starkes Stück Deutschland“ –
„Oberhausen – ein starkes



In Oberhausen wird Müll nicht wie der letzte Dreck behandelt.



Oberhausen hat was gegen faule Äpfel.

Stück Ruhrgebiet*: Vier Motive aus der erfolgreichen Anzeigenserie.

mit Image-Kampagnen getan – konkret wollen die Städte und der KVR auf diesem Feld einiges tun und was den Verkehr betrifft, auf diesem Feld auch verstärkt zusammenarbeiten.

Naturhaushalt

Schließlich ist die Öffentlichkeitsarbeit für das Ruhrgebiet nur eine von mehreren wichtigen Aufgaben des KVR, in dessen 4432 qkm großen Verbandsgebiet immerhin 5,3 Millionen Menschen leben. So sichert der inzwischen 70 Jahre alte Verband Grün-, Wasser- und Waldflächen von überörtlicher Bedeutung für die Erholung und zur Erhaltung eines ausgewogenen Naturhaushaltes, er errichtet öffentliche Freizeitanlagen wie die Revierparks Vonderort oder Mattlerbusch, er berät die Kommunen fachlich in den Bereichen Landschaftspflege, Forstwirtschaft, Freizeitwesen und Wohnumfeldverbesserung und er erbringt Dienstleistungen in den Bereichen Stadtentwicklungsplanung, Bauleitplanung und Stadterneuerung.

Was erstaunt: Das Kulturangebot hat von allen befragten Komponenten bei der KVR-Meinungsumfrage die beste positive Bewertung erhalten. Besonders beeindruckend bleibt auch die Identifikation der Bewohner mit ihrer Region, die auch offensiv in Umfragen geäußert wird: „Ich lebe gerne im Ruhrgebiet“, dieser Satz ging den Befragten immerhin zu 95 Prozent über die Lippen. Wie hieß es doch am Anfang: „Ein Atom ist leichter zu spalten als ein Vorurteil“. Was das Vorurteil über das Ruhrgebiet betrifft, so äußern die Essener Öffentlichkeitsarbeiter mittlerweile ein leicht abgewandeltes Wort Galileo Galileis, der auch über das Ruhrgebiet hätte sagen können: „Und es bewegt sich doch“.

ALTE EICHE WICHTIGER ALS NEUER KANAL

*Zehn Landschaftswächter
schützen im Ehrenamt
unsere Natur*

KARL LANGE

Ein schmaler Graben begleitet den Wanderweg im Norden unserer Stadt. Hier, nahe der Stadtgrenze zu Dinslaken, endet das industriegeprägte Revier und geht in die hügelige Weide- und Waldlandschaft der nördlichen Randzone des Ruhrgebietes über. Es ist eine bevorzugte Wohnlage für Oberhausen. Hier leben die Bürgerinnen und Bürger in Einfamilienhäusern mit weitläufigen Wiesengrundstücken.

Plötzlich zeigen sich Schaumkronen auf dem Wasser, kurz hinter einem Einleitungsrohr, das eines der Grundstücke entwässert. Er beugt sich über den Wasserlauf, nimmt mit den Fingern eine Probe des bräunlichen Schaumes und riecht daran. „Da hat wohl jemand sein Gartenhäuschen zweckentfremdet“, seine kritische Anmerkung.

Einige hundert Meter weiter fällt ein blauer Punkt ins Auge. Er entpuppt sich bald als prall gefüllter Müllsack, weggeworfen in den

Straßengraben am Waldrand. Nach dem Öffnen zeigen sich neben Heckenreisig Dosen, Verpackung aus Kunststoff, Porzellanscherben und Flaschen. „Es ist kaum zu glauben“, schimpft er, „da haben wir in unserer Stadt eine so vorbildlich arbeitende Müllabfuhr, an vielen markanten Punkten in allen Stadtteilen warten die Glascontainer auf Abfall, und hier wird dieses Zeug ohne Hemmungen in die Landschaft geworfen!“

Leider ist dieses Ärgernis nichts Neues für ihn. Er, der sich so äußert, ist Landschaftswächter in diesem Bezirk. Einer von fast 700 Landschaftshütern in Nordrhein-Westfalen und einer von zehn in unserer Stadt.

Landschaftswächter, das ist ein Ehrenamt für Frauen und Männer, die sich im Natur- und Landschaftsschutz engagieren. Sie unterstützen, so sieht es das Gesetz zur Sicherung des Naturhaushalts und zur Entwicklung der Landschaft (Land-

schaftsgesetz) vor, die Verwaltungen der Kreise und kreisfreien Städte in ihrer landschaftspflegerischen Arbeit. Es geht darum, Natur und Landschaft im besiedelten und unbesiedelten Bereich so zu schützen, zu pflegen und zu entwickeln, daß die Leistungsfähigkeit des Naturhaushalts, die Nutzungsfähigkeit der Naturgüter, die Pflanzen und Tiere sowie die Vielfalt, Eigenart und Schönheit von Natur und Landschaft als Lebensgrundlage des Menschen und als Voraussetzung für seine Erholung in Natur und Landschaft nachhaltig gesichert werden.

Ein rücksichtsloser Zeitgenosse hat den Wald mit einer Müllkippe verwechselt.



Das Landschaftsgesetz überträgt hierzu den Landschaftsbehörden und den bei ihnen gebildeten Beiräten verantwortungsvolle Aufgaben. Alle Bemühungen wären jedoch vergeblich, wenn die zuständigen Ämter nicht oder nur unzureichend über das unterrichtet wären, was draußen in der Landschaft geschieht. Deshalb hat das Gesetz die Landschaftswacht vorgesehen. Es hat ihr eine bedeutende Mittlerfunktion zwischen behördlicher Aktivität und landschaftlicher Wirklichkeit zugedacht.

Umweltschäden

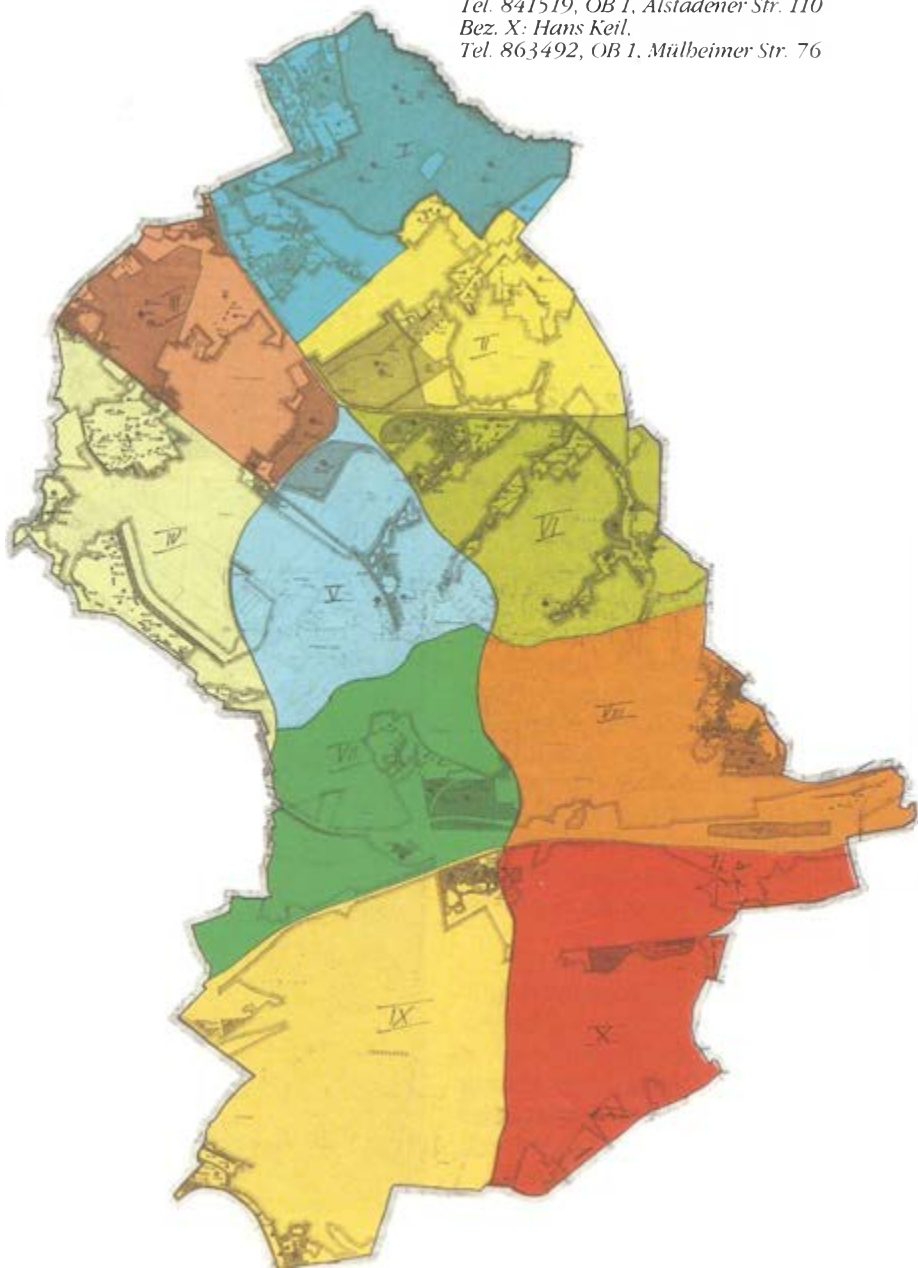
Die Landschaftswacht wird aus den Beauftragten für den Außendienst gebildet. Sie soll durch Aufklärung und Information der Bürger sowie durch Benachrichtigung der verantwortlichen Behörden über Veränderungen in der Landschaft darauf hinwirken, daß mögliche Beeinträchtigungen der Natur oder gar Umweltschäden verhindert werden können.

Alle Unteren Landschaftsbehörden des Landes verfügen über diese ehrenamtlichen Helfer, die in einem ihnen zugewiesenen Gebiet zu Fuß, mit dem Fahrrad oder auch mit dem Auto unterwegs sind. Ihr Augenmerk richtet sich vornehmlich auf besondere Eingriffe in die Landschaft: Ungenehmigte Bauten (z. B. Wochenendhäuser), wilde Müllkippen, nicht gestattete Abgrabungen, Rodung von Wald, Wallhecken oder Feldgehölzen, ungenehmigte Anlage von Tiergehegen oder Fischteichen, das Flämmen oder die unzulässige Anwendung von Unkrautvernichtungsmitteln (Herbiziden) auf Feldrainen, an Böschungen, auf brachliegenden Flächen oder an Wegrändern, ungenehmigtes Aufstellen von Schildern und Reklametafeln, verbotswidriges Verhalten in besonders

Beauftragte für die Landschaftswacht

Bez. I: Karl Lange,
Tel. 671823, OB 11, Hirschkampstr. 36
Bez. II: Adalbert Grunau,
Tel. 683637, OB 12, Am Leitgraben 24a
Bez. III: Ewald Köster,
Tel. 682376, OB 11, Scheiferstr. 17

Bez. IV: Heinrich Tack,
Tel. 682536, OB 11, Großhofstr. 124
Bez. V: Günter Kraschewski,
Tel. 603454, OB 12, Flöz-Laura-Str. 45
Bez. VI: Hans Real,
Tel. 893876, OB 1, Rottebuschstr. 36
Bez. VII: Willy Wübbenhorst,
Tel. 664110, OB 1, Braunschweigstr. 46
Bez. VIII: Michael Tomec,
Tel. 842801, OB 1, Beckstr. 10
Bez. IX: Werner Hyla,
Tel. 841519, OB 1, Alstadener Str. 110
Bez. X: Hans Keil,
Tel. 863492, OB 1, Mülheimer Str. 76





*Ein Baugerüst – wahrlich
kein schöner Anblick in
freier Landschaft.*

*Solche idyllischen Zonen gibt
es auch in einer Revierstadt.*

geschützten Landschaftsteilen (z. B. Zelten im Naturschutzgebiet) oder Verstöße gegen die Reitordnung (z. B. Reiten außerhalb der vorgegebenen Reitwege). Der Landschaftswächter soll aber auch Vorschläge unterbreiten zur Unterhaltung der bestehenden Schutzgebiete oder zur Ausweisung neuer geschützter Flächen oder Einzelobjekte.

Falls ein Verursacher den bemerkten Mißstand nicht binnen einer angegebenen Frist beseitigt, wird das zuständige Amt darüber informiert.

Wenn der Landschaftswächter seine Beobachtungen weitergegeben hat, wird sich in dem eingangs geschilderten Fall die Untere Wasserbehörde mit dem verunreinig-





*Ein versickerter Bachlauf,
der dringend renaturiert
werden muß.*

ten Bach beschäftigen. Vielleicht wird auch die Bauaufsicht eingeschaltet, sollte sich der Verdacht bezüglich des Gartenhäuschens bestätigen.

Wald keine Müllkippe

Es sind nicht immer spektakuläre Schäden oder Anlässe, die der Landschaftswächter in seinem Bezirk entdeckt oder vorfindet. Daß ein rücksichtsloser Zeitgenosse Wald oder Wiese mit einer Müllkippe verwechselt, kommt ab und zu noch vor. Häufiger aber gefährden Bauvorhaben erhaltenswerte Bäume. Als von einer Wohnungsgenossenschaft kürzlich mehrere Häuser errichtet werden sollten, stand eine mehr als 200 Jahre alte Eiche der Kanalisation im Wege. Nach zähen Verhandlungen wurde der Entwässerungskanal um einige Meter verlegt, und nun können sich die neuen Bewohner noch lange über den prächtigen Baum vor ihrem Fenster freuen.

Auf anderen Grundstücken haben Bauherren auf Initiative des Landschaftswächters hin schöne alte Kopfweiden, die ursprünglich gefällt werden sollten, in ihre Planungen einbezogen. Weitere Beispiele aus seiner Tätigkeit: Im Laufe der letzten Monate hat das Strauch- und Astwerk ein Autobahn-Hinweisschild so überwuchert, daß man es kaum noch erkennen konnte. Ein Anruf beim zuständigen Förster sorgte dafür, daß es wieder freigeschnitten wurde. Vor einiger Zeit mußte ein Verein den tonnen schweren Granit-Findling aus einem Vorgarten zu seinem Vereinsheim schaffen, fand dafür aber kein passendes Fahrzeug. Ein Gespräch des Landschaftswächters mit der städtischen Feuerwehr löste dieses Problem ohne bürokratischen Aufwand. Im Rahmen einer Übung mit schwerem Gerät wurde der „dicke Brocken“ an seinen neuen Platz transportiert.

Bei seinem weiteren Rundgang hält der Landschaftswächter einen Autofahrer an. Der befindet sich auf einem für die Durchfahrt gesperr-

ten Weg und zudem im Landschaftsschutzgebiet. Nach einer freundlichen, aber bestimmten Belehrung kehrt der Fahrer um.

Keine „Hilfspolizei“

Staatliche Zwangsmittel darf der Wächter nicht einsetzen, denn er ist kein „Hilfspolizeibeamter“. Ein auf frischer Tat ertappter Umweltsünder soll, so besagt es die Dienstweisung, höflich, besonnen und sachkundig auf sein Fehlverhalten hingewiesen und mit Worten überzeugt werden. „Eine nicht immer leichte Aufgabe“, meint der Landschaftswächter, „denn wer gesteht schon gerne eine falsche Verhaltensweise ein, und dann auch noch in der Öffentlichkeit.“

Wichtig ist der Hinweis, daß jeder Grundeigentümer oder Nutzungsberechtigte verpflichtet ist, das Betreten eines Grundstücks zu gestatten, wenn sich der Landschaftswächter vorher angemeldet hat. Daß er ein Dienstabzeichen trägt, seinen Ausweis mit sich führt und Verschwiegenheit übt, versteht sich von selbst. Ebenso selbstverständlich ist eine gute Zusammenarbeit mit den Nachbarkollegen, den Forstbehörden, der Polizei und der Kreisstelle der Landwirtschaftskammer – auch über die Stadtgrenzen hinaus.

Die Informationen der ehrenamtlichen Helfer sind für die Ordnungsbehörden unentbehrlich; das bestätigen auch die zuständigen Ämter bei der Stadtverwaltung. „Wir wären zeitlich und personell gänzlich überfordert, wenn wir die Grünflächen innerhalb unseres Stadtgebietes selbst überwachen müßten“, ist ihr einhelliger Kommentar. Ein Ehrenamt ist es im wahrsten Sinne, denn die monatliche Aufwandsentschädigung von zwanzig Mark deckt kaum die entstehenden Unkosten.

HOCHOFENSCHLACKE VERDRÄNGTE ERSTEN KOMMUNAL- FRIEDHOF

*In hundert Jahren
mehr als 50 000 Bestattungen
in Lirich*

DIETRICH BEHRENDS

Ein Spaziergang durch die weitläufige Anlage des Westfriedhofs – er wird 1991 hundert Jahre alt – ist ein Gang durch die jüngere deutsche Geschichte. Als Zinkgußskulptur krönt die stolze Germania, das Schwert fest im Griff, den Blick unerschrocken auf den Feind gerichtet, das von gläubigem Patriotismus unserer Vorfahren zeugende Kriegerdenkmal im ältesten Friedhofsteil. Das unter Denkmalschutz stehende, 1989 vom Steinbildhauer Ernst Klages aus Mitteln der Bürgerstiftung der Stadtparkasse sorgfältig restaurierte Monument erinnert an die Reichsgründung 1871 und an die 26 Oberhausener, die im Kriege gegen die Franzosen 1870/71 ihr Leben lassen mußten.

Über 200 Namen von Deutschen und Österreichern, die während des ersten Weltkrieges in Oberhausener Lazaretten ihren Verletzungen erlagen, sind in die Umfassungsmauer und auf die Steinplatten der 1914/18-Gedenkstätte am

Ende der Hauptallee gemeißelt. Auf einer kleinen, von Buschwerk eingefassten Wiese entdeckt der aufmerksame Friedhofsbesucher die Gräber von 25 Russen und sechs Griechen, die als Gefangene bzw. als Internierte ebenfalls während des ersten Weltkrieges in unserer Stadt starben und nicht, wie 16 Franzosen, 13 Engländer und fünf Belgier, nach Kriegsende in die Heimat überführt wurden. Die Namen der Zurückgebliebenen liest man auf dem Sockel von vier Gedenksteinen mit imitierten Birkenkreuzen.

Wesentlich höher ist die Zahl der in Lirich beigesetzten Opfer des zweiten Weltkrieges. Auf zwei getrennten, zu Ehrenstätten gestalteten Feldern ruhen insgesamt 1100 Fremdarbeiter, unter ihnen auch Frauen, und Kriegsgefangene, in der Mehrzahl Russen. Als Aufruf zur Besinnung und als Mahnung überträgt das 5,5 m hohe Ruhrsandsteinkreuz das Gräberfeld des Ehren-



Am Sedanstag (2. September) 1873 auf dem ersten Oberhausener Kommunalfriedhof an der Duisburger Straße eingeweiht und 1922 zum Westfriedhof verlegt: das von der Germania gekrönte Monument zur Erinnerung an die Reichsgründung 1872 und an die 26 im deutsch-französischen Krieg 1870/71 gefallenen Krieger aus der jungen Gemeinde Oberhausen. Das brüchig gewordene Denkmal – das Schwert der Germania war abgebrochen, die Zinkgußskulptur enthielt mehrere Einschüsse, was daran erinnerte, daß der Friedhof März/April 1945, als der Rhein-Herne-Kanal Frontlinie war, im Kampfgebiet lag – wurde im vergangenen Jahr aus Mitteln der Bürgerstiftung der Stadtparkasse gründlich renoviert.

friedhofs für die Oberhausener Opfer des Bombenkrieges wie auch für Soldaten und Volkssturmänner, die bei den Kämpfen auf unserem Stadtgebiet in den letzten Kriegstagen ums Leben kamen. Die Einzelkreuze tragen die Namen von 687 Kriegstoten. An das dunkelste Kapitel deutscher Geschichte wird der



Auf dem israelitischen Friedhofsteil weisen Grabsteine auf bekannte jüdische Kaufmannsfamilien wie Bein, Eigenfeld und Elsberg hin. Die erste Beisetzung fand hier April 1918 statt.

Namen bekannter Oberhausener Familien liest man auf den alten Grabmälern, die noch vom Friedhof an der Duisburger Straße stammen.



Besucher auf dem jüdischen Friedhofsteil erinnert. Auf einem Grabstein die Inschrift: „Zum Gedenken an unsere vielgeliebten Eltern Ida und Saul Köster, die 1945 im Konzentrationslager Litzmannstadt umgekommen sind.“

Heimatgeschichte erzählen die als Meisterstücke des Steinmetzhandwerks erhaltenen Grabmäler alter Oberhausener Familien. Im ältesten Friedhofsteil an der Kreuzstraße tauchen in den Inschriften der mit handwerklichem Geschick geformten Steine Namen wie Wilms, Bonmann, Schulte-Kruppen, Schneider, Uhlenbruck und Sonderfeld auf. Zur Oberhausener Heimatgeschichte gehören auch Kaufmannsfamilien wie Bein, Eigenfeld, Elsberg und andere, deren Grabmäler auf dem jüdischen Friedhofsteil zu finden sind, wo im April 1918 die erste Beisetzung stattgefunden hat. Nur der Familiennamen „Albertz“ steht in Metallbuchstaben auf dem Naturstein am Kopfende der liebevoll gepflegten Ruhestätte von Luise Albertz, die als Oberbürgermeisterin fast 25 Jahre lang die Entwicklung unserer Stadt nach dem zweiten Weltkrieg maßgeblich mitgestaltet hat. Zur Beiset-

Reihe an Reihe, Sarg an Sarg, vor der Halle auf dem Westfriedhof: In einer von der NSDAP organisierten Trauerfeier mit Ansprachen des Kreisleiters und des Oberbürgermeisters nahm Oberhausen am 2. Mai 1943 Abschied von den Opfern des ersten Großangriffs feindlicher Bomber auf unsere Stadt. Die Särge, viele mit der Hakenkreuzfahne bedeckt, waren mit Namensschildern versehen. Die nächste Trauerfeier nach einem Großangriff ließ nicht lange auf sich warten, sie fand am 20. Juni statt, die dritte am 29. Juni 1943.

zung der am 1. Februar 1979 im Alter von 77 Jahren gestorbenen Politikerin, die sich in der Bergbaukrise für ihren Einsatz um die Erhaltung der Arbeitsplätze den Ehrentitel „Mutter Courage des Ruhrgebietes“ verdiente, fand sich zahlreiche Prominenz aus Düsseldorf und Bonn auf dem Westfriedhof ein.





Opfer der Arbeit

Auf ein tragisches Ereignis in der Oberhausener Bergbaugeschichte weist ein Gedenkstein an der Hauptallee des Friedhofs hin. „Den bei einem Gebirgsschlag am 13. 4. 1938 auf Concordia II/III als Opfer der Arbeit gefallenen Knappen“, lautet in der Sprache der damaligen Zeit die Inschrift auf dem Stein mit einem Relief, das einen Bergmann bei seiner schweren Arbeit untetage zeigt. Vor dem Gedenkstein bedecken Steinplatten die Gräber der acht verunglückten Concordianer. Seitdem die Concordia als Bergbauunternehmen nicht mehr existiert, unterhält die Stadt die kleine Gedenkstätte.

Inmitten der Heidelandschaft

Das Kriegerdenkmal für die Gefallenen von 1870/71, die ältesten Grabmäler und auch ein steinernes Hochkreuz auf einer Wegekreuzung im Friedhofsteil an der Kreuzstraße haben nicht immer in Lirich gestanden. Sie stammen vom ersten Oberhausener „Kommunal-Kirchhof“, der auf Gemeinderats-

An der Hauptallee des Westfriedhofs erinnert dieser Gedenkstein an ein Grubenunglück auf Concordia II/III am 13. April 1938, bei dem acht Bergleute den Tod fanden. Steinplatten bedecken die Gräber der verunglückten Knappen.

beschluß vom Mai 1863 an der Duisburger Straße, inmitten der Heidelandschaft zwischen Lippern und Lirich, angelegt wurde. „Wacholderstauden, niedrige Kiefern und Birken gaben dem Friedhof sein Gepräge,“ heißt es in einer Chronik. Friedhofsgärtner Theile bewohnte das Gärtnerhaus und besorgte die Bestattungsarbeiten wie die Pflege des Friedhofs. Das mit Bürgerspends finanzierte Kriegerdenkmal wurde hier am Sedanstag (2. September) 1873 enthüllt.

In den beiden letzten Jahrzehnten vor der Jahrhundertwende rückte der Schlackenbergr der Gutehoffnungshütte – als Oberhausens „Tafelberg“ gehörte er wie die Hochofen- und Fördertürme zur Silhouette unserer Stadt – immer nä-



Auch dieses Hochkreuz, Blickfang auf einer Wegekreuzung im Friedhofsteil an der Kreuzstraße, stammt noch vom ersten Kommunalfriedhof an der Duisburger Straße. In seiner Nachbarschaft findet man erhaltenswerte Grabmäler bekannter Oberhausener Familien.

her an die Gräber heran. Nach jahrelangen Verhandlungen übernahm die Hütte das Friedhofsgelände an der Duisburger Straße und die Kosten für die Umbettung auf den von der Stadt 1890/91 an der Kreuzstraße in Lirich angelegten, zunächst sieben Hektar großen neuen „Kommunal-Kirchhof Oberhausen“. Die erste Beisetzung in Lirich – beerdigt wurde eine Maria Viebahn – fand am 2. Juli 1891 statt. Bis Mitte 1990 stieg die Zahl der Beisetzungen auf dem Westfriedhof auf ca. 50 000 an.

Die Toten brachten Leben

So kurios es klingen mag: Die Toten brachten Leben in die abgelegene

ne Gegend im Nordwestzipfel des damaligen Stadtgebietes. Unter der Überschrift „Baulust nach Friedhofseröffnung“ berichtet die Rhein- und Ruhrzeitung vom 16. Januar 1892: „Nachdem in Lirich im nord-westlichen Teil der neue Kommunalfriedhof in Benutzung genommen ist, tritt in diesem sonst noch sehr stillen und wenig bevölkerten Teil der Stadt allmählich Leben ein. Die Baulust wird eine viel regere, die Nachfragen nach Bauplätzen mehren sich. So beabsichtigt der Wirt W., daselbst wohnend, eine Anzahl Häuser, vornehmlich als Arbeiterwohnungen, zu erbauen. Diese Baulust ist zu begrüßen, da es in Oberhausen vorwiegend an Wohnungen für die Arbeiterklasse mangelt.“

Der alte Friedhof an der Duisburger Straße wurde 1922 endgültig geschlossen, 195 Gräber und das Kriegerdenkmal wurden nach Lirich verlegt. In den folgenden Jahren dehnte sich der Westfriedhof zwischen Emscherstraße und Rhein-Herne-Kanal nach Osten in Richtung Hamborner Allee aus, auf deren Trasse heute der Emscherschnellweg verläuft. An der Hamborner Allee wurde der neue Haupteingang errichtet. Durch den Kanalbau war der Eingang Kreuzstraße ins Abseits geraten, er wurde zum Hintereingang; als solcher besteht er noch heute.

Bei der Einweihung der neuen Friedhofskapelle Januar 1923 in Anwesenheit von Oberbürgermeister Havenstein teilte Baudezernent Jüngerich mit, für die Errichtung des Bauwerks seien 72 000 Goldmark bereitgestellt worden, mit etwa 7,5 Millionen Papiermark werde die Abrechnung abschließen: Die Inflation näherte sich ihrem Höhepunkt. Die Gräberfelder waren auf dem Kommunalfriedhof



Abschied von Luise Albertz im Februar 1979 auf dem Westfriedhof (von rechts): Professor Carlo Schmid, Johannes Rau, Herbert Webner mit seiner späteren Ehefrau Greta und Willi Meinicke mit Dine Albertz, Schwester der Verstorbenen.

nach Konfessionen aufgeteilt. Katholiken und Evangelische wurden nicht gemeinsam auf einem Feld bestattet. Erst 1937 wurde in Lirich die Trennung aufgehoben.

„Neue Friedhofskultur“

Um den Ausbau des Westfriedhofs in den 20er Jahren hat sich Baudezernent Jüngerich – er verlor seinen Posten bei der Wahl der neuen Verwaltungsspitze nach der Bildung von Groß-Oberhausen im Februar 1930 – große Verdienste erworben. Dank seiner Planung vollzog sich in Lirich der Wandel vom „Kirchhof“ zum Friedhofspark. 1927 sah sich ein Redakteur des General-Anzeigers auf dem Friedhof um und schrieb in der Pfingstausgabe seiner Zeitung: „Wir sind auf dem Weg zu einer neuen Friedhofskultur. Der neue Friedhofsteil ist durch Grünflächen und Blumenanlagen viel

aufgeschlossener gestaltet als der alte. Während man früher 80 bis 90 vH. der gesamten Fläche eng belegte und mancher Friedhof wie eine schachbrettartige Ansammlung steinhauerischer Arbeiten anmutet, ist man heute bestrebt, den düsteren Charakter durch freundliche Flächen zu mildern. Auf dem neuen Friedhofsteil sind nur noch etwa 50 bis 60 vH. belegt. . . Beigeordneter Jüngerich hat für den neuen Teil einen künstlerischen Entwurf ausgearbeitet, der eine überaus glückliche Lösung bedeutet. Die Ausführung geht allmählich dem Ende entgegen. Der Blick des Besuchers, der den Friedhof von der Straße nach Hamborn aus betritt, wird von einer langen Allee eingefangen, die zum Ehrenfriedhof führt. . .“

Jüngerichs Entwurf beinhaltete auch einen repräsentativ gestalteten Haupteingang, eine Idee, deren Verwirklichung vermutlich am fehlenden Geld scheiterte. Im Oktober 1929 berichtet der General-Anzeiger, daß die vor sechs Jahren zur Be-

nutzung übergebene Friedhofshalle nun infolge der zahlreichen Bestattungen inmitten des neuen Friedhofsteils liege. Ganz vom wilden Wein umrankt, bilde das Gebäude mit dem großen Vorplatz ein Schmuckstück des Friedhofs.

Wohlfahrtsarbeiter im Einsatz

Weil die völlige Belegung der kleinen Stadtfriedhöfe abzusehen war, wurde Anfang der 30er Jahre die nächste Erweiterung in Angriff genommen, durch die sich die Friedhofsfläche fast verdoppelte. Die Erdarbeiten begannen 1931 auf dem nach Norden sich anschließenden Gelände, „das nach den kreisärztlichen Gutachten als durchaus geeignet zu bezeichnen ist,“ wie es in einem Bericht heißt. 1932 waren auf dem wüsten Gelände, wo man beim Bau des Rhein-Herne-Kanals ausgebaggerte Erdmassen abgekippt hatte, 35 Arbeitslose, Wohlfahrtsarbeiter genannt, im Einsatz. Die Ruhrwacht schrieb damals: „Der neue Friedhof wird mehr noch als der bisherige von vornherein so gestaltet, daß er zugleich als Erholungsgrünfläche angesehen werden kann. . . In schweren Jahren wird hier etwas geschaffen, das für unsere Kinder und Kindeskinde bestimmt ist.“

Die Gartenarchitekten bezogen das alte Emscherbett mit in die Parkgestaltung ein, der sanfte Geländeschwung des alten Flußbettes brachte ein belebendes Moment in die Anlage. Alleen und Baumgruppen wurden angepflanzt, die Emscherstraße wurde aufgehoben; sie mußte den Toten weichen. Zwei alte Häuser, frühere Kotten, jetzt in Friedhofsgärtnereien gelegen, erinnern daran, daß die Emscherstraße einst eine Wohnstraße war.

Kernstück dieses nördlichen Friedhofsteils wurde die großzügi-

ge Rondellanlage mit dem Teich, der leider heute kein Teich mehr ist. Er war nicht nur Zierde, sondern hatte auch einen nützlichen Zweck: Durch ihn sollte der Grundwasserspiegel abgesenkt werden, um einige der ihn umgebenden Rasenflächen als Gräberfelder verwenden zu können. Später reichte diese Maßnahme nicht aus, als Folge bergbaulicher Einwirkungen stieg der Grundwasserspiegel so stark an, daß Pumpen eingesetzt werden mußten. Die Pumpen entzogen auch dem Teich das Wasser, die Teichfische verendeten. Das Teichbecken wurde zugekippt. Durch den Bau der Reichsautobahn gingen drei Hektar Friedhofsland verloren, der Verlust konnte aber durch Grundstückstausch ausgeglichen werden.

Sarg an Sarg vor der Friedhofsallee

Im Kriegsjahr 1943 war der Westfriedhof kurz hintereinander Schauplatz von drei Massenbeerdigungen. Aus dem Wehrmachtsbericht vom 27. 4. 1943: „Britische Bomber griffen in der vergangenen Nacht einige Orte in Westdeutschland an, darunter die Städte Duisburg, Oberhausen und Mülheim. Wohnviertel, Krankenhäuser und andere öffentliche Gebäude wurden getroffen. Die Bevölkerung hatte Verluste.“ Wie die National-Zeitung am 30. April meldete, forderte dieser erste Großangriff auf Oberhausen „neben zahlreichen Verwundeten bisher 135 Tote. Mit einer leichten Erhöhung dieser Zahl ist zu rechnen.“ Aus dem Bericht der National-Zeitung über die von der NSDAP organisierte Trauerfeier am 2. Mai für die Bombenopfer auf dem Westfriedhof: „Auf dem Platz vor der Leichenhalle. . . sind die Särge aufgestellt. Reihe an Reihe. Sie bergen die Leichen von Män-

ner, Frauen und Kindern, ja auch von Kindern. Namen auf den Särgen weisen den Angehörigen, wo ihre Lieben geborgen sind. . . Auf den Särgen ruht die Fahne mit dem Hakenkreuz, die Fahne des Reiches, für das sie, die hier ruhen, gefallen sind. . . Ehrenformationen marschieren auf. Standartenführer Knauer erteilt die Befehle.“ Als „Hohheitsträger des Reiches“ meinte Reichsleiter (Kreisleiter) Stiegler, die Angehörigen der Bombenopfer mit markigen Worten trösten zu können: „Aber wir sind in dieser Stunde erfüllt von dem tiefen Glauben an die göttliche Berufung unseres Volkes und seines Führers.“ Oberbürgermeister Bollmann mahnte: „Wir dürfen uns nicht in dem Gedanken wiegen, daß sie uns zum letztenmal heimsuchten.“

Bollmann konnte nicht ahnen, wie recht er hatte. Nur gut anderthalb Monate später mußten Partei und Stadt Oberhausens Bürger zur nächsten offiziellen Trauerfeier auf dem Westfriedhof einladen: für die 82 Opfer des Luftangriffs in der Nacht zum 15. Juni 1943. Wieder redeten der Kreisleiter und der Nazi-Oberbürgermeister. Unsere Stadt kam nicht mehr zur Ruhe. Die dritte Veranstaltung dieser Art war am 29. Juni 1943 fällig, diesmal aber nur mit der zweiten Garnitur der örtlichen Parteileitung. Im Auftrag des Kreisleiters, der wohl nicht mehr wußte, was er diesmal den Angehörigen zum Trost sagen sollte, verlas Kreishauptamtsleiter Kötter die Namen der 75 Opfer des dritten schweren Luftangriffs auf unsere Stadt innerhalb von zwei Monaten, „fand Kreisamtsleiter Meyer bewegte Abschiedsworte“. In der Leichenhalle stand der Sarg eines Ortsgruppenleiters, „dem eine würdige Ehrung bereitet wurde“ (National-Zeitung).

Von Prof. Hetzelt entworfen

Die steigende Zahl der Bombenopfer führte noch im Krieg zu der Überlegung, für die in Lirich beigesetzten Kriegstoten eine gemeinsame Ruhestätte zu schaffen. Der Gedanke lag nahe, den Ehrenfriedhof für die Opfer des ersten Weltkrieges zu erweitern. Mehrere alte Gräberfelder wurden für die Erweiterung freigemacht, aber wegen der noch ungeklärten Frage der Kanalerweiterung verzichtete man auf die Ausführung dieses Planes. So entstand der zweite Ehrenfriedhof für deutsche Kriegsoffer auf dem neuen nördlichen Friedhofsteil. Die noch im Krieg aufgestellten, dem Eisernen Kreuz nachgebildeten Holzkreuze wurden ab 1950 durch 70 cm hohe, aus hellem Tuffstein gehauene, ebenfalls dem Eisernen Kreuz nachempfundene Steinkreuze ersetzt, die Stadtbaurat Prof. Hetzelt entworfen hatte.

Mit der Schaffung des Ehrenfriedhofs für die deutschen Kriegsoffer des zweiten Weltkrieges war eine Reihe von Umbettungen verbunden. Nach Lirich kamen die Überreste 1945 in Oberhausen gefallener Soldaten, die man auf dem alten Osterfelder Friedhof an der Vestischen Straße beerdigt hatte. Auf dem Westfriedhof lagen noch Tote des Luftkrieges in Reihengräbern: die ohne offizielle Trauerfeier beigesetzten Opfer der ersten Angriffe. Zu diesen ersten von insgesamt 2200 Toten, die der Luftkrieg in unserer Stadt gefordert hat, gehören fünf Bewohner des Hauses Saar- und Helmholtzstraße, das in der Nacht zum 29. August 1941 von einer englischen Sprengbombe getroffen wurde.

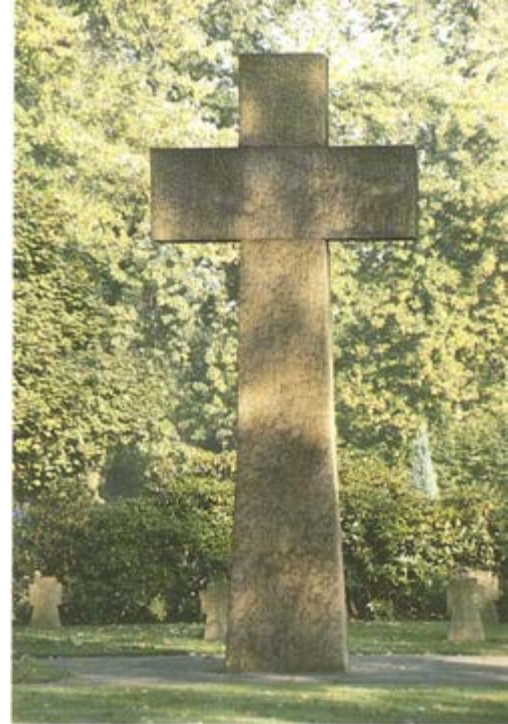
Geldknappheit beeinträchtigte die Arbeiten am Ehrenfriedhof. Im April 1953 stellte die WAZ in einem Situationsbericht fest, daß zehn Jah-

re nach dem ersten Großangriff auf Oberhausen die Arbeiten „für die dauerhafte Ausgestaltung des Ehrenhains“ nur langsam fortschreiten: „Erst die Hälfte der teilweise schon verwitterten Holzkreuze sind durch solche aus Weiberner Tuffstein ersetzt.“ Dauerhaft war die damalige Ausgestaltung keineswegs. Die 665 eng beieinanderstehenden weißen Tuffsteinkreuze hatten das Gräberfeld in eine Steinwüste verwandelt, das Grün in den Hintergrund gedrängt – gartenarchitektonisch eine wenig befriedigende Lösung.

Ein Kreuz für vier Tote

Im Zusammenhang mit der Überlegung, auf dem Ehrenfriedhof für die deutschen Kriegsoffer ein Mahnmal zu errichten, setzte sich im Grünflächenamt der Gedanke durch, das große Gräberfeld neu zu ordnen. Von der Bezirksregierung gefördert, erfolgte die Umgestaltung 1964 in Zusammenarbeit mit dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge. Die Tuffsteinkreuze wurden weggeschafft und von 197 schlichten Ruhrsandsteinkreuzen abgelöst, die Unterteilung der Gesamtfläche in einzelne Grabfelder aufgehoben. So bietet sich die Anlage noch heute dem Besucher dar: Blickpunkt ist das aus drei Ruhrsandsteinblöcken zusammengefügte Hochkreuz am oberen Rand der von Bäumen und Hecken umsäumten weiten Rasenfläche, auf der sich die beidseitig beschrifteten Grabkreuze – für vier Tote jeweils ein Kreuz – in aufgelockerter Form verteilen. Das Grün dominiert.

Aus Platzgründen mußten die Gräber der Fremdarbeiter bzw. Gefangenen auf zwei Ehrenfriedhöfe verteilt werden. Beide Anlagen erhielten einen Gedenkstein, auf dem der während des zweiten



*Mahnung zur Besinnung:
Das Hochkreuz auf der Ehren-
anlage für deutsche Gefallene
und Bombenopfer des Zweiten
Weltkriegs. Aus drei Ruhrsand-
steinblöcken zusammengefügt,
bietet das Mahnmal mit seiner
Höhe von 5,5 m ein eindrucks-
volles Bild. 1962 erhielt der
Ehrenfriedhof seine jetzige
würdige Form.*

Weltkrieges in Oberhausen ums Leben gekommenen Ausländer – auch unter ihnen gab es Bombenopfer – gedacht wird. Zur Problematik der Russengräber bei uns und der deutschen Soldatengräber in der Sowjetunion schrieb der General-Anzeiger 1960: „Bekanntlich bemüht man sich von deutscher Seite jetzt intensiv um ein Übereinkommen mit den Sowjets, das Klarheit über die noch zu ermittelnden deutschen Soldatengräber auf sowjetischem Staatsgebiet bringen und den Angehörigen wenigstens durch Fotos die letzte Ruhestätte der Gefallenen zeigen soll. Diesen Absichten könnte sicherlich der Weg zur Verwirklichung erleichtert werden durch den Nachweis, daß auf deutscher Seite alles getan wird,

den toten Sowjetbürgern die Achtung zu bezeugen, die ihnen als Opfer des Krieges zusteht, wie allen Menschen unabhängig von ihrer Nationalität, die schuldlos in die Mühlen des Schicksals gerieten.“ Ein Stein des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge mahnt: „Gedenket unserer Toten im Osten.“

Laster rollen an Gräbern vorbei

Probleme brachte in den 70er Jahren der Autobahnbau: die Verbreiterung der den Friedhof im Westen tangierenden A2/A3 und der Bau der A 42 (Emscherschnellweg) im Norden mit Anschluß an die A2/A3. In schwierigen Verhandlungen gelang es dem damaligen Gartenbauamtsleiter Gräsele, das für den Autobahnbau zuständige Landesstraßenbauamt davon abzubringen, für den sechsspurigen Ausbau der A2/A3 einen Friedhofsstreifen in Anspruch zu nehmen. Betroffen wären Russengräber gewesen. Eine Verlegung dieser Gräber hätte er-

hebliche Schwierigkeiten verursacht, denn nach einem Abkommen mit der Sowjetunion dürfen Gräber von Russen nur mit Genehmigung der zuständigen sowjetischen Behörden verlegt werden. Dem Verkehr geopfert werden mußte aber eine Reihe hoher Pappeln, die den Friedhof zur Autobahn abschirmte. Jetzt rollen die Laster im Abstand von etwa zwei Metern an der äußersten Gräberreihe vorbei. Im Nordwesten sollte der Friedhof durch die Verbindungskurve zum Emscherschnellweg im Autobahnkreuz Duisburg/Oberhausen angeschnitten wer-

Bedenklich nahe kommt der Autobahnverkehr dem Friedhof im Westen. Die Laster rollen unmittelbar an Russengräbern vorbei. Der Verbreiterung der A2/A3 am Autobahnkreuz Duisburg/Mülheim mußte die Pappelreihe, die als Abschirmung gedient hatte, geopfert werden. Von Friedhofsruhe kann in diesem Teil des Westfriedhofs keine Rede sein.

den. Das Gartenbauamt erreichte, daß die Linienführung entsprechend geändert wurde.

Über die Schleusenbrücke

Mit seinem penetranten Dauerlärm umtost der Autobahnverkehr den Friedhof im Westen und Norden, vom Friedhof als Ort der Stille kann hier keine Rede sein. Das gilt besonders für die Randgebiete an der verkehrsreichen A2/A3, während der Emscherschnellweg am Friedhof immerhin im lärmmildernden Einschnitt verläuft. Das Tuckern der Motorschiffe im Liricher Schleusenhafen kann dagegen die Friedhofsruhe im Süden, an der Kanalseite, nicht nennenswert beeinträchtigen. Im Zusammenhang mit dem Schleusenausbau ist eine direkte Fußgängerverbindung zwischen dem Ortsteil Lirich und dem Friedhofspark entstanden, die Liricher können die grüne Lunge im Westen unserer Stadt über die Schleusenbrücke erreichen, wo das Gartenbauamt einen neuen Übergang geschaffen hat. Der Wert des Westfriedhofs als Erholungsstätte ist dadurch noch gestiegen.

Inzwischen hat der jetzt 35 Hektar große Westfriedhof als Kommunalfriedhof „Konkurrenz“ bekommen: 1958 wurde der Nordfriedhof (17,3 Hektar) in Königshardt und 1987 – nach jahrzehntelangen Diskussionen und Planungen – der erste Abschnitt des Ostfriedhofs an der Bergstraße (bisher erst 1,7 Hektar ausgebaut) eröffnet. Kommunalfriedhöfe sind auch zwei ältere Friedhöfe: der von der früheren Gemeinde Styrum bei deren Auflösung 1910 übernommene Landwehrfriedhof und der Alstadener Friedhof, 5,5 bzw. 3,06 Hektar groß. Hinzu kommen die konfessionellen Friedhöfe in allen Stadtteilen. Der Tod hat in unserer Stadt genügend Platz.



DAS „BISSCHEN“ GIBT ES FAST 20 000 MAL

*Ausländische Mitbürger
kommen aus 80
Ländern*

CHRISTIAN ICKING

Es genüge, meint Wolfgang Elbers zu mir, wenn ich die RAA „im Nebensatz erwähne“, so nach dem Motto „die im vergangenen August 10jähriges Bestehen feierte“ – Pustekuchen. Alle Bescheidenheit in Ehren, der Leiter der Regionalen Arbeitsstelle für Ausländerinnen und Ausländer mag – Verzeihung – das Licht der Oberhausener Einrichtung allein unter den Scheffel stellen.

Das haben schließlich auch die offiziellen Gratulanten nicht getan, die in einer Feierstunde im Ratssaal auf dem Galgenberg die Leistungen der Arbeitsstelle würdigten. Ihre Glückwünsche überbrachte die Ministerialrätin im nordrhein-westfälischen Kultusministerium, Ursula Leckebusch, ebenso wie der Leitende Ministerialrat Dr. Gerd Diers vom Sozialministerium des Landes. Und der sprach von „phänomenalen Erfolgen der RAA“.

Wer sich also mit dem Leben und Arbeiten derjenigen Mitbürger un-

serer Stadt befaßt, die selbst oder deren Eltern aus benachbarten und fernen Ländern den Weg nach Oberhausen fanden, wer etwas über ihre kulturellen Aktivitäten und ihr Zusammenleben mit den Deutschen wissen möchte, kommt an der RAA nicht vorbei. Das gilt natürlich ganz besonders für Men-

schen, die Auskunft oder Hilfe suchen.

Ihnen präsentiert sich an der Mülheimer Straße ein Haus, das sich nicht als Amt im bürokratischen Sinne versteht, sondern als „Servicestelle“, die Vereine und Verbände, Initiativen und Institutionen in ihrer Arbeit stärken will.

„Hier“, sagt die stellvertretende Leiterin Renate Weckwerth, „gibt es keine Stühle auf den Gängen, niemand soll vor Türen warten müssen. Wir wollen, daß die Leute gleich in die Büros hineinkommen.“

In einem Modellversuch hatte das Land Nordrhein-Westfalen im Rahmen des Ruhrprogramms in den Städten Duisburg, Essen und Oberhausen am 1. August 1980 die drei ersten Regionalen Arbeitsstellen eingerichtet – als möglichst eigenständige Zentren zur Förderung ausländischer Kinder und Jugendlicher. Das Modell bewährte sich: Mittlerweile sind 13 weitere Arbeitsstellen, über das ganze Bundesland verteilt, dazugekommen.

Junge Philippinos beim Ausländerfest im „Treff 200“



In Oberhausen bildet die RAA nunmehr eine feste Größe, was Dienst am Bürger angeht. Den Kinderschulen längst entwachsen, hat die größte Einrichtung ihrer Art von allen RAA im Land das weiteste Arbeitsfeld übernommen. „Denn“, so Elbers, „wir kümmern uns auch um die Angelegenheiten erwachsener Ausländer.“ Niemand also soll abgewiesen werden.

Hilfe bei Behördengängen

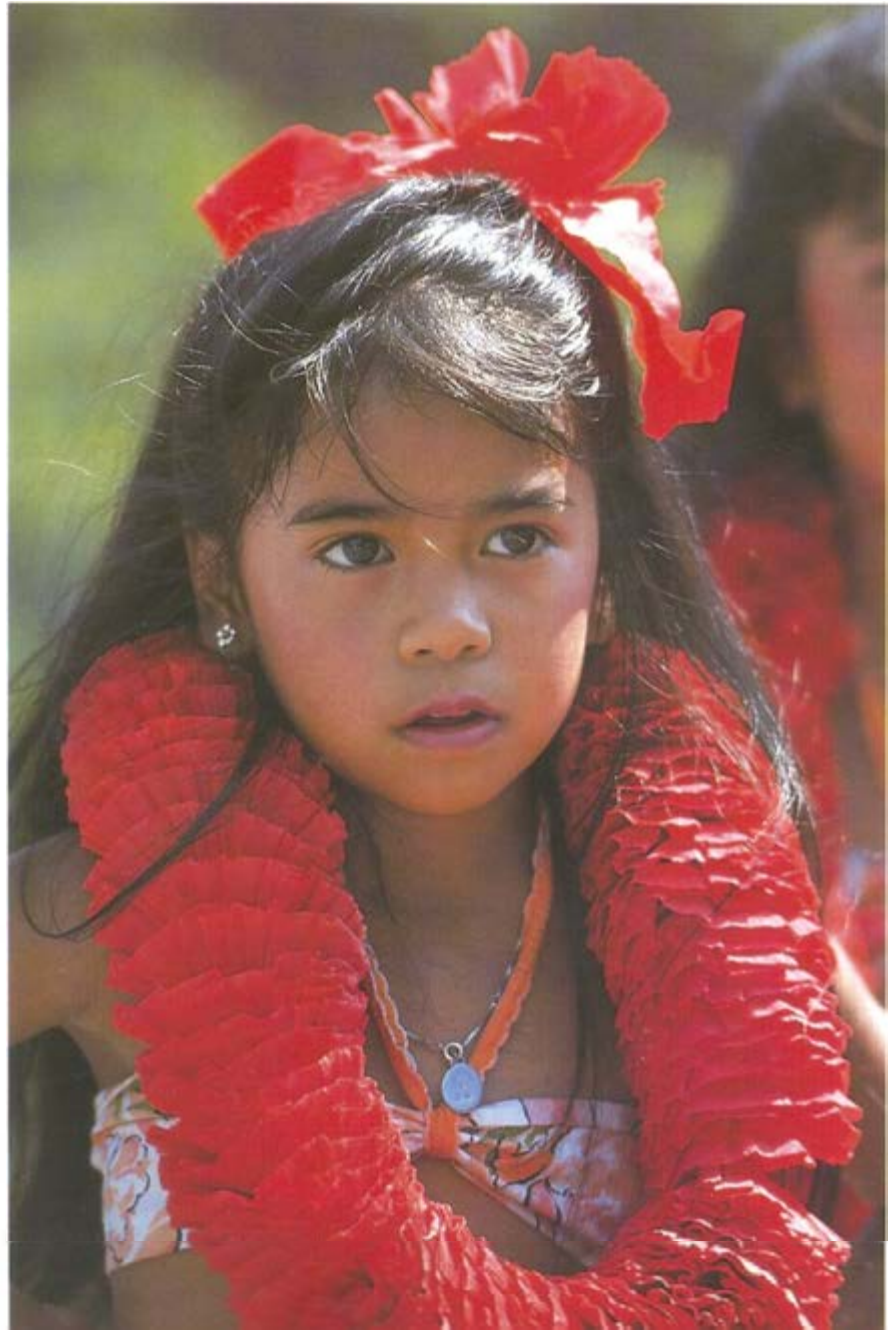
In den Händen der insgesamt 30 Mitarbeiter laufen die Fäden der Ausländerarbeit in unserer Stadt zusammen. Wichtig dabei ist besonders die Kooperation mit den Schulen, durchgeführt etwa in einer Projektgruppe oder in einem Lehrerkreis. Eltern und Schüler erfahren Unterstützungen jeglicher Art. Wer etwa zum ersten Mal kommt, um sich vor der Einschulung seines Kindes beraten zu lassen, den begleitet die RAA über die Vermittlung des Jugendlichen in weiterführende Schulen bis hin zur späteren Hilfe bei der Findung der richtigen Berufsausbildung. Da wird die Fortbildung ausländischer und deutscher Lehrer ebenso unterstützt wie die Organisation von muttersprachlichem Ergänzungsunterricht für die Schüler, da gibt es Hilfen in den Bereichen Kultur, Sport, Freizeit, Dolmetscherdienste und die Begleitung von Ausländern bei Behördengängen. Angegliederte Projekte kümmern sich um Schulöffnung, um ein Tagesinternat für Aussiedlerkinder und um stadtteilorientierte Jugendarbeit. Letztlich führt die RAA die Geschäfte des Ausländerbeirates – ein Gremium, das die Stadt Oberhausen bereits vor 15 Jahren eingerichtet hat – und des Hauses mit der Nummer 200 an der Mülheimer Straße.

Und das wurde mehr und mehr zum Schmelztiegel multikultureller

Aktivitäten, zum Begegnungsort von Menschen aller Couleur: der „Treff 200“. Hier sind viele Oberhausener Ausländer-Vereine beheimatet, von den oberen Etagen bis hinunter in den Keller.

„Ciao“, begrüßt mich der Vorsitzende des CIO, nachdem ich die Stufen ins Souterrain hinabgestiegen bin. Salvatore Giacalone ist

nicht so recht glücklich darüber, daß der italienische Kulturverein „Centro Italiano Oberhausen“ seine geselligen Treffen „unter Tage“ abhält. „Aber ich bin froh, daß wir diesen Raum haben.“ Um's denn auch gemütlicher zu machen, haben die Italiener im letzten Sommer zwecks Renovierung zu Pinsel und Farbe gegriffen.



Eine hübsche „Maus“ beim Ausländerfest.

Dabei waren die Clubräume des CIO während der heißen Tage beliebter Treffpunkt nicht nur der Leute vom „Stiefel“. Als etwa am 4. August die RAA in einem großen Sommerfest ihr Jubiläum mit sämtlichen Vereinen des „Treff 200“ feierte, grillte die Hitze von nicht weniger als 37 Grad backofengleich das Gemüt der Gäste. Doch

unten im kühlen Keller floß nicht Schweiß, sondern Gerstensaft. Und derweil sorgte ein Pizzabäcker für schmackhafte „Unterlagen“.

Tänze aus Sizilien

Stehvermögen zeigten auf der Bühne im Hof dann auch Folklore-Gruppen von den Philippinen, aus Jugoslawien und Spanien. Zuge-

gen war ebenfalls die Tarantella-Formation „Mare nostrum“, die eng mit dem CIO zusammenarbeitet. Im „Treff 200“ proben die jungen italienischen Männer und Frauen die Schritte des ursprünglich aus Sizilien stammenden fröhlichen Tanzes, um dann im gesamten Bundesgebiet von Hamburg bis München und in den Nachbarstaaten ihr Können unter Beweis zu stellen.

Heiß her ging es in den Räumen des CIO trotz allen Schattens bei der Fußball-Weltmeisterschaft. Eine Satelliten-„Schüssel“, die die Stadt Oberhausen finanzierte, sorgte für lupenreinen Empfang des Senders RAI aus dem Mutterland. Als die von ihren Fans fern der Heimat favorisierte Mannschaft Italiens gegen die Argentinier verlor, „waren wir bitter enttäuscht“ erzählt Giacalone – „doch dann haben wir die Daumen für die Deutschen gedrückt“.

Die Begeisterung für Weltfußball aus dem eigenen Land trieb eine Blüte, die heute in der Kreisliga C für Furore sorgen will: „Italia '90“ heißt eine Kicker-Truppe, die der CIO ins Leben rief. Denn aktiv sollen die Leute sein, wünscht sich der Vorsitzende. Neben kleinen und großen Festen – wie etwa die erstmals 1990 in der Aula des Heinrich-Heine-Gymnasiums abgehaltene Feier des Jahrestages der Republik Italien – organisiert der Verein Italienisch- und Deutschkurse für die Landsleute und ermöglicht Jugendlichen das Nachholen des achten Schuljahres.

Für die Weiterbildung seiner Mitglieder sorgt auch der „Spanische Elternverein“ in Oberhausen. Da gibt zum Beispiel eine spanische Lehrerin zweimal in der Woche für Freiwillige muttersprachlichen Unterricht.



Der Treffpunkt für unsere ausländischen Mitbürger an der Mülheimer Straße 200.

„Wir leben gern in Oberhausen“.

Denn schließlich sei Zweisprachigkeit wichtig und enorm von Vorteil besonders für diejenigen, die nach Spanien zurück wollen, meint der unermüdliche Motor des Elternvereins, Mateo Losada. Dafür lohnt es sich, zum Beispiel auch die Lehrbücher zu bezahlen. Mit Geld kann der Verein ebenso wie alle anderen Ausländer-Clubs nicht um sich werfen. Manchmal springt die Spanische Botschaft in die Bresche, der Caritasverband oder das katholische Stadthaus.

Letzterem hat Losada vor fünf Jahren ständig die Türen eingerannt. Eine richtige Mission müßten die Spanier haben, erklärte er dort immer wieder und bat um Hilfe. So oft, bis es geschafft war. Heute treffen sich die Mitbürger von der iberischen Halbinsel sonntags zum Gottesdienst in der Mission am „Bero-Zentrum“, die oft auch Ort von Feierlichkeiten jeder Art ist. Bei den Festen tritt dann die spanische Folklore-Tanzgruppe auf, begleitet wemöglich von Gitarristen, die in Kursen des Elternvereins die hohe Saitenkunst erlernten.

„Ivo Andric“ kommt fast täglich in den „Treff 200“. Gemeint ist nicht etwa der jugoslawische Nobelpreisträger selbst, sondern der Zusammenschluß Oberhausener aus Südosteuropa, der sich zu Ehren des Literaten diesen Namen gab.

Und wenn wir schon einmal eine Metapher zur schreibenden Kunst haben: Aktiv sind auch die Oberhausener Mitbürger aus dem Land des Homer – in Griechischem Elternverein und Griechischer Gemeinde.

Eine ebensolche haben auch die Türken gegründet, mit rund 8700 Menschen die größte Gruppe ausländischer Mitbürger der Stadt.

Viele von ihnen wohnen auf dem Tackenberg. Die Institution der

Türkische Mitbürger beim Gebet in ihrer Moschee an der Duisburger Straße.

„Italia '90“ kickt seit der WM in der Fußball-Kreisliga C.



Ausländerarbeit in Person dort ist Ali Kahraman, dem seine Landsleute besonders am Herzen liegen, der, als er 1982 nach Oberhausen kam, sofort Kontakte suchte, um in Sachen Völkerverständigung aktiv zu werden. Wie Giacalone und Losada ist auch der junge Türke im Ausländerbeirat tätig. Kahraman gibt auf der Kardinal-von-Gahlen- und auf

der Tackenbergsschule muttersprachlichen Unterricht für türkische Kinder. Bei „Silentien“ im GOT Falkentreff, von dem viele Unternehmungen für die Türken auf dem Tackenberg ausgehen, begleitet er ihre freiwilligen Hausaufgaben.

Probleme gebe es zur Genüge, meint der Sozialpädagoge. Im Mit-



*Die deutsch-kroatische
Instrumentalgruppe.*

*Spanische Mitbürger beim
Gottesdienst in ihrer
Mission am Bero-Center.*

einander der Deutschen und Türken etwa. „Da lebt man zehn Jahre zusammen und kennt sich kaum“. Die Gründe, glaubt er, sind Sprachschwierigkeiten, unterschiedliche Bedürfnisse und gegenseitige Vorbehalte. „Das Besondere am Tackenberg ist, daß die Türken überwiegend aus einem Ort an der Schwarzmeerküste, Zonguldak,

kommen.“ Da sei das Bedürfnis des Zusammenrückens eben besonders groß.

Austausch der Kulturen

Den Austausch der Kulturen vorantreiben und das Verständnis füreinander stärken, wollen auch die Mitarbeiter des „Info-Ladens“, Anlaufstelle für Probleme von „A“ bis

„Z“. In einer Kleingartenanlage etwa, deren Areale im Rahmen einer Wohnumfeldverbesserung zu gleichen Teilen an Deutsche und Türken vergeben wurden. Hier kommen die beiden Nationen ausgezeichnet miteinander aus. Interessant, sagt Kahraman, sei es zu beobachten, welch' unterschiedliche Vorstellungen es von Gartenarbeit gebe. „Die Deutschen wollen es schön haben, die Türken wollen möglichst bald etwas ernten.“

Auf dem Tackenberg zielen letztlich auch die Projekte der Stadt zur Öffnung von Schulen darauf ab, besonders türkische Frauen für Aktivitäten zu gewinnen.

Aktiv sein, solle man, sagt ja Salvatore Giacalone. Nicht nur jede Nationalität für sich, sondern alle auch miteinander. So lädt er zu Veranstaltungen des CIO immer wieder auch Freunde anderer Herkunft ein. Vietnamesen etwa oder Philippinen. Und er arbeitet mit im „Internationalen Club Oberhausen“, dem ICO, den Nabil Amer gründete, um die Interessen aller Nationen zu vertreten. Aus acht Ländern kommen allein die Mitglieder des ICO-Vorstandes.

Diese Zahl macht sich jedoch noch klein aus gegen die wahrlich internationale Vielfalt, die die Stadt Oberhausen vereint: Alphabetisch betrachtet sind es von Ägypten bis Zypern insgesamt 80 Länder, aus denen unsere Mitbürger stammen. Und jedes Land birgt eine eigene erzählenswerte Geschichte, eine eigene Kultur und eine eigene Mentalität. Jeder Mensch, ob von weit her kommend – wie etwa der einzige Mann aus Tansania – oder von ganz nah – wie zum Beispiel die rund 700 Holländer – bringt ein eigenes bißchen mit ein. Und dieses „Bißchen“ gibt es in Oberhausen insgesamt fast 20 000 mal.

„EINTRITTSGELD“ FÜR AUSWÄRTIGE ELEVEN

*125 Jahre Hans-Sachs-Schule:
Arbeitswelt von morgen
immer im Blick*

MICHAEL PETRYKOWSKI

Kein Oberhausener Betrieb verfügt über eine vergleichbare technische Ausrüstung, keine Firma dürfte ein reicheres berufliches Spektrum aufweisen als die Hans-Sachs-Schule, die 1990 auf eine 125jährige Geschichte zurückblicken konnte. Ein Dienstleistungsunternehmen, so umschreibt der just pensionierte Schulleiter Rudi Kaerger das Ausbildungsinstitut gegenüber dem alten Concordia-Förderturm, das nicht nur die heutige, sondern vor allem die Arbeitswelt von morgen im Auge haben muß.

Dreizehn Jahre stand Kaerger an der Spitze der gewerblich-technischen Schule, und stets war er sich darüber im klaren, wie wichtig es ist, in Sachen Ausstattung „up to date“ zu sein. Das war beileibe nicht immer der Fall, bedauert er, es ging nur schwer in die Köpfe der Politiker hinein: Eine gewerblich-technische Berufsschule ist nicht mit allgemeinbildenden Schulen zu vergleichen, wenn die Gelder nicht

fließen, verkümmert sie zu einem „Schrotthaufen“. Die Stellung der Berufsschulen, sagt Kaerger klipp und klar, setzt ein anderes Denken bei den Trägern voraus, andernfalls droht eine hoffnungslose Veralterung der Maschinen angesichts einer immer rasanter werdenden technischen Entwicklung. Nun, Rudi Kaerger konnte sich in seinen Amtsjahren in Oberhausen zumindest einigermaßen glücklich schätzen. Die Stadt erkannte das Problem, es wurden Maschinen angeschafft, mit dem die Auszubildenden den Standard erreichen, der auf dem heutigen Arbeitsmarkt verlangt wird.

Wie überall in Deutschland ist auch in Oberhausen die Berufsschule aus der gewerblichen Fortbildungsschule hervorgegangen. Der Begriff Berufsschule wurde erstmals im Jahre 1921 verwendet. Damit sollte dokumentiert werden, daß sich der Charakter grundlegend geändert hatte. Ebenso wie

die höheren Schulen wurde auch die Fortbildungsschule in unserer Stadt von privater Seite ins Leben gerufen. Die Gründung der Handwerker- und Fortbildungsschule datiert aus dem Jahr 1865, Initiator war Grubendirektor Hermann Nolten. Er wurde im gleichen Jahr unter dem Vorsitz des damaligen Oberbürgermeisters Schwartz zum ersten Direktor der Schule gewählt.

In den Statuten war folgendes zu lesen: „Der Zweck der Anstalt ist die geistige, gewerbliche und sittliche Ausbildung von Handwerkern und Arbeitern überhaupt“. Gelehrt wurden Rechnen, Deutsch, Zeichnen und Mathematik, die sich im Unterschied zum Rechnen vor allem mit Geometrie und Konstruktion befaßte. Der Unterricht startete mit zwei Klassen am 1. Oktober des Jahres 1865 in den Räumen der alten Feldmannsschule.

Die Lehrkräfte arbeiteten ohne Entgelt, zur Finanzierung des Institutes wurde ein Schulgeld erhoben. Jährliche Beiträge der Gemeindevertretung und Finanzspritzen der Werke ergänzten den Etat. Erst im Jahre 1868 konnten drei Lehrer mit einer Entschädigung von je 50 Talern beschäftigt werden. Nachdem 1867 der erste Ausbildungskurs abgeschlossen war, sollte sich zeigen, daß viele Aspiranten wegen mangelnder Vorbildung nicht in der Lage waren, am Berufsschulunterricht teilzunehmen. Deshalb wurde eine einjährige Vorklasse eingerichtet.

Unstimmigkeiten brachte eine Sitzung des Schulvorstandes im Jahre 1872: Die Lehrer gingen auf die Barrikaden und forderten die Überführung der Anstalt in eine Kommunalsschule „zu gemeinnützigen, bildenden und erzieherischen Zwecken“. Und das mit ausnahmslos bezahlten Lehrkräften. Zwei

Jahre später wurde die Schule dann von der Stadtgemeinde Oberhausen übernommen. Viele Veränderungen in organisatorischer Hinsicht folgten, und sogar ein staatlicher Zuschuß in Höhe von 900 Reichsmark pro Jahr wurde festgelegt. Um Einnahmen und Ausgaben auszugleichen, wurde nur kurze Zeit später das Schulgeld erhöht:

Die im Jahre 1975 fertiggestellte neue Hans-Sachs-Schule auf dem ehemaligen Concordia-Gelände.

Auswärtige Schüler zahlten acht Taler plus einen Taler „Eintrittsgeld“, einheimische kamen mit sechs Talern davon.

Ortsstatut

Als sich noch im selben Jahr die Lage der Stahlindustrie verschlechterte, drohte die Gefahr, daß die staatlichen Zuschüsse gestrichen würden. Und angesichts der rückläufigen Schülerzahlen wurde erneut darüber nachgedacht, den Schulbesuch per Ortsstatut vorzuschreiben. So kam es dann auch. Das Interesse stieg, Werke und Betriebe entschlossen sich gar, einigen Lernwilligen das Schulgeld zu bezahlen.

Die Wirren des ersten Weltkrieges wirkten sich negativ auf den Betrieb der neugeordneten Schule aus.

Lehrer wurden zu den Waffen gerufen, Schüler arbeiteten in der Rüstungsindustrie, so daß der Schulbesuch äußerst unregelmäßig verlief. Im Jahre 1919 wurde der Unterricht wieder in normalem Umfang aufgenommen, die Lehrpläne für das Metallgewerbe, Baugewerbe sowie das Schreiner- und Malerhandwerk wurden von der Regierung genehmigt und bildeten die Grundlage für den Unterricht. Fortan stand die Raumfrage als größtes Problem im Vordergrund. Meist





*Neue Technik in der
Fertigungszelle.*



*Beim „Geburstag“
präsentierte sich auch
das Verbundsystem.*

*Computergesteuerte
Holzbearbeitung.*

*Gruppenunterricht
mit Robotern.*



wurden Volksschulen im gesamten Stadtgebiet genutzt. Erst im Jahre 1928 konnte die Berufsschule in ein Gebäude an der Ecke Kirch-/Schulstraße einziehen.

Zwar reichte der Platz noch immer nicht aus, aber zumindest die Zahlen ließen hoffen: 4800 Berufsschulpflichtige paulten für ihre Zukunft, die Pflichtstundenzahl der Lehrer wurde auf 28 heraufgesetzt. Große Bedeutung für die Berufsschule hatte das Jahr 1931: Wegen des Geburtenausfalls der Kriegsjahre gingen die Schülerzahlen erneut zurück, die Städtevereinigung (Oberhausen-Sterkrade-Osterfeld) brachte Schwierigkeiten in Sachen Verwaltung, die Wirtschaftskrise bescherte enorme Arbeitslosenzahlen. Eine weitere, entscheidende Lähmung erfuhr die Schule dann, als die Nationalsozialisten das Ruder übernahmen. Schnell wurde der Einfluß der neuen Machthaber sichtbar, der Unterricht ergoß sich im Gedankengut des nationalsozialistischen Tyrannen. Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches eröffnete Gewerbeoberlehrer Wilhelm Bramhoff die erste Lehrerkonferenz nach dem Krieg. Unter erschwerten Bedingungen, versteht sich, denn es fehlten Pädagogen und Unterrichtsmittel, das Gebäude war zu einem Großteil zerstört.

„Saustall“

Improvisation war oberstes Gebot. Nur die von der Militärregierung genehmigten Bücher waren für den Unterricht zugelassen, und um im Winter in den Klassen nicht zu frieren, mußten die Schüler sogar Brennmaterialien mitbringen. Ein deutlicher Aufwärtstrend konnte erst wieder im Jahre 1959 verzeichnet werden, als die Schule per Gesetz in die Trägerschaft der Stadt gelegt und die Lehrer vom



Land besoldet wurden. Auf Vorschlag des damaligen Schulausschusses sollte die Gewerbliche Berufsschule einen besonderen Namen erhalten. Zustimmung fand schließlich der Name „Hans Sachs“, eine historische Figur von Rang, ein typischer Vertreter humanistischen Bildungsgutes, „der sich zudem durch eine religiöse Gesinnung und eine biedere Lebenshaltung auszeichne“.

In der Folgezeit nahm auch das Thema Schulneubau wieder breiten Raum ein. Oberschulrat Bouillon erklärte bei einer Besichtigung: „Das ist der größte Saustall in meinem Schulaufsichtsbezirk“. In der Tat, die Bedingungen waren auf allen Ebenen „unwürdig“.

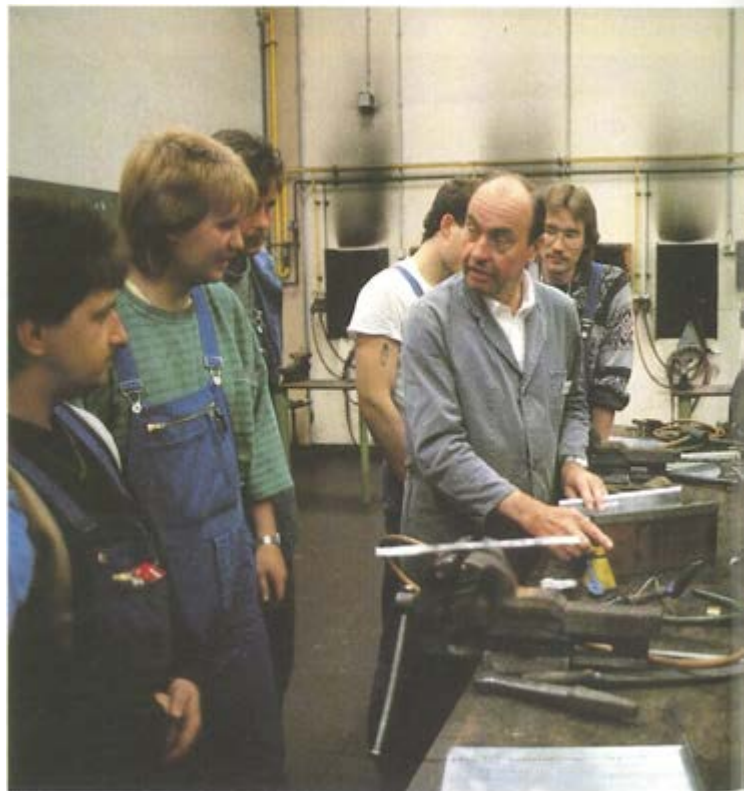
Nach langjährigen Spekulationen um den Ort für einen Schulneubau zeichnete sich 1971 ab, daß ein Gelände der ehemaligen Schachtanlage Concordia den Vorzug bekommen würde. Der Rat gab schließlich grünes Licht, Pläne, Wünsche und Vorstellungen kamen auf den Tisch. Zwei Jahre später setzte Oberbürgermeisterin Luise Albertz zum ersten Spatenstich an, die Hans-Sachs-Berufsschule ging besseren Zeiten entgegen. Bis zum Jahr 1980 wurden in mehreren Bauabschnitten auf einem Areal von 4,3 Hektar 65 Klassenräume, 22 Übungsräume, 10 Demonstrationssäle, 27 Sammlungsräume und 18 Werkstätten eingerichtet. Gesamtinvestition: 33,2 Millionen Mark.

Es hat sich gelohnt. Die Schüler, die auf der Hans-Sachs-Schule ihr Pensum absolvieren, können sicher sein, daß sie den Anforderungen eines modernen Betriebes von heute voll entsprechen. Mittlerweile stehen computergesteuerte Werkzeugmaschinen und entsprechende Simulationseinrichtungen,



*Werkstattgerechte Prüfung
der Zündung.*

*Praktischer Unterricht in
der Klemmpnerwerkstatt.*





Motortest mit modernsten Geräten.

So sieht heute eine Drehmaschine für die Metallfertigung aus.





*Auch die Fachtheorie wird
durch Versuche begleitet*

*Alte Handwerkstraditionen
werden gepflegt, z. B.
Schieferverarbeitung*





CAD-Zeichencomputer, speicherprogrammierbare Steuergeräte und Roboter, aber auch Test- und Meßgeräte für die aktuelle Fahrzeugtechnik im Mittelpunkt des Unterrichts. Ein Beispiel ist die Fachschule für Technik. Bereits im Jahre 1960 nahm sie mit der Fachrichtung Maschinentechnik und dem Schwerpunkt Fertigung ihre Arbeit auf.

In dieser Fachschule erhalten Facharbeiter und Gesellen nach Beendigung ihrer Berufsausbildung und einer zweijährigen Praxis eine qualifizierte Weiterbildung. Den Abschluß bildet eine Prüfung zum staatlich anerkannten Techniker. Seit etwa vier Jahren erfolgt diese Ausbildung auch berufsbegleitend. Mit finanzieller Hilfe des Landes und der Stadt konnten modernste Maschinen angeschafft werden, die zu einer profunden Ausbildung der Schüler beitragen. Mehr als 300 Techniker haben davon im Laufe der Zeit profitiert.

Genau zwei Jahrzehnte ist es her, als die Fachoberschule für Technik eingerichtet wurde. Dieser Zweig baut auf der Mittleren Reife auf und führt letztendlich zur Fachhochschulreife. Längst haben die 70er Jahrgänge ihr Fachstudium absolviert und stehen im Wirtschaftsleben ihren Mann oder ihre Frau.

Eine zweijährige Vollzeitschule bildet die Berufsfachschule für Technik. Sie wird von Schülern mit Hauptschulabschluß bevorzugt, die sich für eine bestimmte berufliche Fachrichtung entschieden haben. Nach zweijähriger Ausbildung und bestandener Prüfung erwirbt der Schüler die Fachoberschulreife.

Fahrradkurs

Verbessert und weiterentwickelt haben sich auch die Ausbildungsinhalte in den eher „klassischen“ Sparten: Ob in der Abteilung Bau-



Angehende Dachdecker werden an der Hans-Sachs-Schule ebenfalls ausgebildet.

Auch Brötchenbacken will gelernt sein.



technik, bei den Dachdeckern, in der Elektroabteilung, bei den Installateuren oder in der Kraftfahrzeugabteilung, überall hat die Technologie von morgen Einzug gehalten; wobei die berufliche Praxis von einer Pädagogik begleitet wird, die dem neuesten Stand wissenschaftlicher Erkenntnisse entspricht. Das kommt insbesondere auch den jungen Menschen zugute, die es trotz intensiver Bemühungen nicht geschafft haben, eine Arbeits- oder Ausbildungsstelle zu bekommen. Damit der Unterricht für die schwachen Schüler nicht zur Farce wird, zielen die Pädagogen darauf ab, das Selbstvertrauen der jungen Leute zu stärken. Deshalb wurde in jüngster Vergangenheit ein sogenannter Fahrradkurs eingerichtet. Unter der Anleitung eines erfahrenen Kfz-Meisters bauen die Schüler ihre oder gespendete Fahrräder auseinander, reparieren und lackieren sie. Sinn eines solchen Kurses ist es nicht nur, daß die Schüler ein verkehrstüchtiges Rad bekommen, sondern daß sie sich praktische und theoretische Fertigkeiten aneignen.

Der Gedanke des Fortschritts soll auch künftig den Weg der Hans-Sachs-Schule bestimmen. So wird daran gedacht, schon bald eine Kollegsche einzuführen. Der Rat der Stadt hat diese Absicht bereits beschlossen, zur Zeit ruht der Antrag beim Kultusministerium des Landes NRW. Dann bestünde für Schüler die Möglichkeit, neben der jeweiligen beruflichen Qualifikation auch zusätzliche Abschlüsse der allgemeinbildenden Formen zu erwerben. Hier in Oberhausen wären es in erster Linie die Mittlere Reife oder die Fachhochschulreife. Eine Fülle anderer Ideen befindet sich bereits in den Köpfen der Schulleitung.



Eine Berufsschule kann ihr modernes Lehrgerät auch selbst herstellen.

Der inzwischen pensionierte Schulleiter Rudi Karger begrüßt beim Festakt die Gäste.

ALS DIE AKTEN LAUFEN LERNTEN

*Von der wahrhaft
wechselvollen Geschichte
des Stadtarchivs*

JÜRGEN GERHARDT

Die Institution „Archiv“ kann auf eine lange Tradition zurückblicken. Bereits in der Spätantike sind Hinweise auf Stellen überliefert, deren Aufgabe es war, alle amtlichen Schriftstücke für eine Behörde, die dauerhaft erhalten werden sollten, nach Plan aufzubewahren. Insofern unterscheidet sich das Stadtarchiv Oberhausen im Prinzip nur unwesentlich von jenen Einrichtungen, die bereits im fünften vorchristlichen Jahrhundert in Rom gegründet wurden. Heute wie damals sammelten die Behörden ihre Verwaltungsunterlagen zunächst in eigenen Diensträumen und lieferten sie, sofern es sich nicht um wichtige Dokumente handelte, die zum täglichen Dienstbetrieb gehörten, nach Ablauf der Fristen in das Archiv.

Die Zusammenstellung der Quellen und der daraus abgeleiteten historischen Ergebnisse im Oberhausener Stadtarchiv am Schloß zeigt,

daß dieses Archiv über lange Zeit hinweg vor allem als Sammelstelle für die „Trümmer“ stadthistorischer Überlieferung diente. Seit Mitte des Jahres 1989 treten die dauerhaften und die in die Zukunft weisenden Aufgaben des Stadtarchivs stärker ins Blickfeld. Die Frage wird jetzt häufiger gestellt, ob und wann Akten sowie weiteres aufzubewahrendes Schriftgut der Stadtverwaltung, wie z. B. Urkunden, Verträge, Geschäftsbücher, Register, Pläne, Karten usw. der historischen Forschung zur Verfügung stehen werden. Kritik wurde vor allem an einer restriktiven städtischen Archivpolitik laut, wo Forscher mit bestimmten Wünschen auf Akteneinsicht, z. B. über die Nazi-Zeit, darauf verwiesen wurden, die allgemeine Öffnung der Akten abzuwarten.

Im Jahre 1989 wurde in Nordrhein-Westfalen ein Archivgesetz verabschiedet, das den Kommunen die Pflege des in ihren Verwaltungs-

stellen entstandenen Schriftgutes zur Pflicht macht. Ausgangspunkt war die Tatsache, daß die Dienststellen der Stadtverwaltungen im allgemeinen weit davon entfernt waren, ein Stadtarchiv als „ihr“ Archiv zu begreifen, nämlich als eine Stelle zur sicheren Aufbewahrung der für die eigene Tätigkeit auf lange Sicht unentbehrlichen Unterlagen.

Die Probleme in Oberhausen sind in diesem Kontext nicht grundsätzlich anders zu bewerten, als in jedem anderen Stadtarchiv. Das Stadtarchiv Oberhausen ist in seiner Entwicklung lange Zeit durch wechselnde Standorte geprägt worden. So kann es nicht verwundern, wenn sich zwischen den Ämtern der Stadtverwaltung und dem zugehörigen Archiv nicht jenes Verhältnis entwickelt hat, aus dem heraus Verständigung über den Bedarf der Dienststellen an den Informationen in ihren Akten und sinnvolles Ineinandergreifen der beiderseitigen Funktionen möglich sind. Dem Stadtarchiv obliegt, um dies zu verdeutlichen, das Erfassen von überliefertem Aktengut aus den Dienststellen, die archivische Auslese, die Bildung von Archivbeständen, die Ordnung sowie die Erschließung und letztlich die Auskunftserteilung auf amtliche Anfragen ebenso wie die Beantwortung wissenschaftlicher Fragestellungen und die persönliche Beratung von Benutzern.

Es ist hilfreich, an dieser Stelle einen Blick in die Geschichte des Stadtarchivs Oberhausen zu werfen: Am 1. Juni 1938 nahm in vier Erdgeschoßräumen des alten Rathauses an der Schwartzstraße Mittelschullehrer Wilhelm Wolf als erster Leiter des Stadtarchivs seine Tätigkeit auf. „Um nicht wieder gutzumachende Verluste an Schrift-

quellen für die Geschichte des Stadtgebietes zu vermeiden und die städtischen Verwaltungsstellen von den zurückgelegten Aktenbeständen zu entlasten“, hatte die Stadtverwaltung auf Anregung des damaligen Staatsarchivs in Düsseldorf beschlossen, „einen für die Industriestadt Oberhausen notwendigen Mittelpunkt der Heimatforschung und Heimatpflege zu schaffen“.

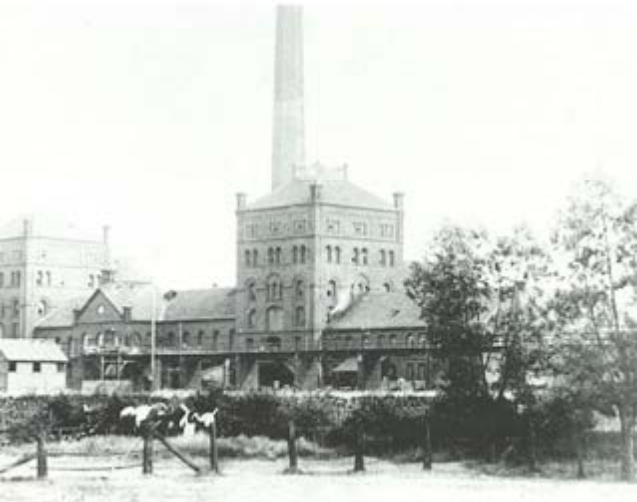
Heimatmuseum

Gegliedert war das neue Archiv zunächst in die beiden großen Bereiche „Altes Archiv“, das Urkunden, Akten, Karten, Bilder, Pläne und Zeitungen umfassen sollte, so-

Sterkrade und Osterfeld aufzuarbeiten.

Zur Bewältigung der Aufgaben stand dem ehrenamtlichen Leiter Wilhelm Wolf, dem als Archivpfleger zusammen mit einem weiteren Wissenschaftler die historische Aufarbeitung der Quellen oblag, nur ein Verwaltungsangestellter zur Verfügung. Um aber die von der Verwaltung als „eilig“ eingestuften Aufbauarbeiten möglichst rasch bewältigen zu können, griff das Hauptamt auf das Angebot des Stadtschreibers i. R. Gustav Goertzen zurück, der sich zu einer aushilfsweisen Beschäftigung im Stadtarchiv bereit erklärt hatte.

In einem Stollen der Zeche Oberhausen waren die Akten während des Zweiten Weltkrieges von 1943 bis 1946 eingelagert.



wie in das gesamte Stadtgebiet Oberhausen einschließlich der Stadtteile Sterkrade und Osterfeld berücksichtigende „Verwaltungsarchiv“, an das alle Verwaltungsstellen ihre nicht mehr benötigten Dienstregistratorien abzuliefern hatten. Die Tätigkeit des Stadtarchivs beschränkte sich im Gründungsjahr darauf, die vom Heimatmuseum abgegebenen Urkunden und Akten zu erschließen und die älteren Verwaltungsunterlagen der 1929 eingemeindeten Stadtteile

Bis zum November des Jahres 1944 war Gustav Goertzen im Stadtarchiv beschäftigt, wo er vor allem die Akten des Bestandes „Alt-Oberhausen“ bearbeitete.

Von September 1938 bis zum Anfang des Jahres 1940 konnte jedoch nur ein kleiner Teil des umfangreichen Aufgabenpaketes bewältigt werden. So konzentrierte sich 1939/40 die Tätigkeit der Mitarbeiter auf die Führung der Kriegschronik der Stadt Oberhausen, wurden Beiträge zum ersten Band der

„Oberhausener Jahreshefte“ und für das Deutsche Städtebuch erstellt.

Brandwache

Die Zunahme der Luftangriffe auf Oberhausen zwang die Stadtverwaltung in den Jahren 1941 bis 1944, umfangreiche Sicherungsmaßnahmen zum Schutz der Dienstregistratorien und der Archivalien zu ergreifen. Zunächst wurden stadtgeschichtlich bedeutsame Urkunden, Akten, Pläne, Karten und Zeitungen im Bunker am Stadttheater und im Verwahrgeß der Stadtkasse im Rathauskeller untergebracht. Gesichert durch Fangvorrichtungen aus Eisenbeton, zugemauerte Fenster und unter dem Schutz einer eigens eingerichteten Brandwache wählte man alle Unterlagen hinreichend geschützt.

Daß diese Hoffnung sich jedoch als Trugschluß erweisen sollte, belegt in eindrucksvoller Weise das „Geheime Kriegstagebuch der Stadt Oberhausen“, das für die Jahre 1939 bis 1944 detailliert über die steigende Zahl der Angriffe und Bombenschäden an Gebäuden in dieser Stadt Auskunft gibt. In den folgenden Jahren setzte eine Odyssee der Oberhausener Archivalien ein, die die Akten zu den unterschiedlichsten Aufbewahrungsorten führen sollte, bis sie schließlich im Jahre 1970 in einem Seitentrakt des Schlosses Oberhausen Lagerraum finden sollten.

1941/42 erfolgte auf Anraten des Beauftragten für die Sicherung der Archive der Rheinprovinz, Dr. Hirschfeld, die erste Auslagerung einer heute nicht mehr nachprüfbar Anzahl Oberhausener Akten in den Turm der Feste Ehrenbreitstein bei Koblenz. Aber auch diese Maßnahme erwies sich auf längere Sicht als nicht ausreichend. Die Mauern hatten zwar gegen früh-neuzeitliche Infanterietruppen Schutz bie-

ten können, vermochten den modernen Waffen jedoch nur wenig Widerstand entgegenzusetzen.

Lagerung im Stollen

In Verhandlungen zwischen dem Oberstadtdirektor und dem Vorstand der Gutehoffnungshütte wurde deshalb vereinbart, daß Akten des Stadtarchivs und der Stadtverwaltung in einem Stollen der Zeche Oberhausen eingelagert werden sollten. Waren die Geschäftsunterlagen dadurch zwar dem Verlust durch unmittelbare „Kriegseinwirkungen“ entzogen, so boten die Räumlichkeiten auf der sechsten Sohle aber nur geringen Schutz gegen ungebetene Besucher. So kommt der Verwaltungsbericht der Jahre 1941 bis 1944 zu dem ernüchternden Ergebnis: „Diese Maßnahme hat sich dennoch als trügerisch erwiesen, denn in den Beständen ist von fremder Hand ungehemmt umhergewühlt, alles durchsucht, sämtliche Behältnisse erbrochen, vieles mutwillig zerstört und auch manches entwendet worden“. Der Bericht schließt zwar mit dem Hinweis, daß die „Verluste nicht bedeutend“ seien, „das wertvolle Material ist erhalten geblieben“, dennoch ist festzuhalten, daß eine unbekannt gebliebene Anzahl historisch wertvoller Unterlagen vernichtet wurde.

Im November 1946 wurde das noch vorhandene Aktenmaterial geborgen und an seinen ursprünglichen Standort im alten Rathaus an der Schwartzstraße zurückgebracht. Die mit dem Wiederaufbau der Stadt einsetzende Verwaltungstätigkeit machte es bereits 1948 erforderlich, die Archivalien erneut zu verlagern. Als neuer Standort wurden fünf Räume im Obergeschoß des Elsa-Brändström-Gymnasiums ausfindig gemacht, deren Zustand zwar keine ideale Lösung

für die Unterbringung von Archivalien darstellte, diese aber vor direkten Zugriffen Unbefugter schützen konnten.

Neues Bewußtsein

Befreit von heimatpflegerischen Aufgabenstellungen der nationalsozialistischen Zeit erhielt das Stadtarchiv, nicht zuletzt gefördert durch das zunehmende Bedürfnis der Stadtverwaltung, sich in größerem Umfang von den Altakten zu befreien, Gelegenheit zur Sammlung, Ordnung und wissenschaftlichen Verwertung des bei den verschiedenen Ämtern anfallenden Archivguts. Dem Stadtarchiv fiel die Aufgabe zu, zur Historie Oberhausens die gesamtgeschichtliche Quellenüberlieferung zu bilden, zu verantworten und damit an der Bildung eines neuen städtischen Bewußtseins mitzuwirken. Das Stadtarchiv suchte diesem Anspruch durch Forschungsarbeiten zur Geschichte von Königshardt, des Sterkrader Waldes, durch Studien zur Geschichte des Amtes Holten und insbesondere durch eine Erschließung des neuerworbenen Adelarchivs Westerholt-Gysenberg nachzukommen. Gerade der letztgenannte Quellenbestand stellt durch seine vielfältigen Informationen zur Familien-, Wirtschafts- und Kulturpolitik eine wichtige Ergänzung zur quellenarmen Oberhausener Frühgeschichte dar.

Die Ansätze systematisch archivarischer Ordnungs- und Erschließungsarbeiten und deren kontinuierliche Fortführung wurden im Jahr 1955 abrupt unterbrochen. Das städtische Elsa-Brändström-Gymnasium verzeichnete einen so starken Anstieg der Schülerinnenzahlen, daß eine Erweiterung der Schule notwendig wurde. Im Mai 1955 waren in dieser Frage die Würfel gefallen: „Stadtarchiv zieht in



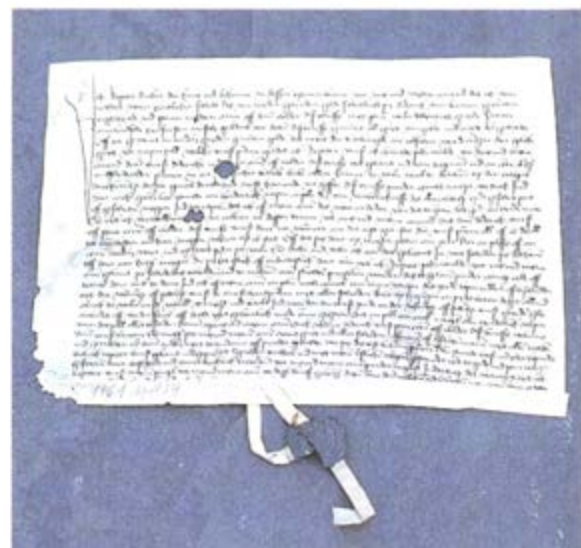
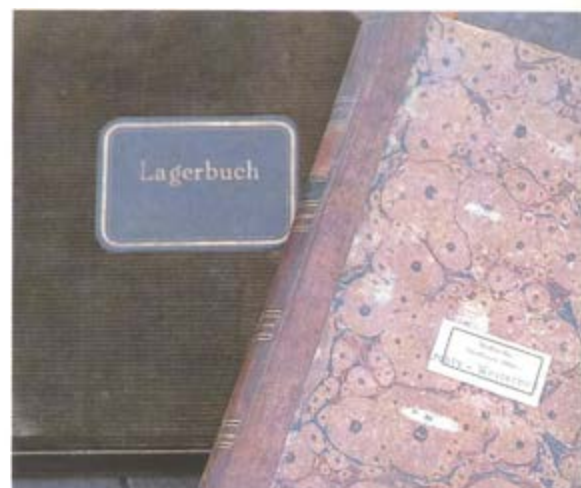
In der alten Moltkeschule an der Hermann Albertz-/Ecke Friedenstraße – unser Bild zeigt eine Aufnahme um 1900 – war das Stadtarchiv von 1955 bis 1965 untergebracht.

die Moltkeschule“ verkündete die Westdeutsche Allgemeine Zeitung in fetten Lettern am 26. April 1955. Für die nächsten zehn Jahre blieb die Moltkeschule der Standort des Stadtarchivs. Wahrscheinlich waren es letztlich die katastrophalen baulichen Zustände, die die Stadtverwaltung im Jahre 1965 bewogen, erneut eine Verlagerung des Archivs ins Auge zu fassen.

Bei der Suche nach geeigneten Räumlichkeiten wurde von der Beigeordnetenkonferenz die Verbindung Archiv-Kastell Holten in Erwägung gezogen, ein Gedanke, den sich der Verfasser der Glosse „Dicke Mauern für Archiv“ als durchaus realisierbar vorstellen konnte: „Holten ist die erste Stadt auf Oberhausener Gebiet. Darauf könnte sich schon ein gewisser Anspruch auf Installierung des Ar-



Bei Durchsicht der Akten des Stadtarchivs kommen viele „Schätzchen“ an's Licht: Schuldanerkenntnisse aus dem 15. Jh., Lohnquittungen aus dem 18. Jh. sowie Lagerbücher der ehemaligen Bürgermeisterei Sterkrade.





Viel zu klein sind die Räumlichkeiten des Archivs im Schloß.

chivs im Kastell Holten gründen“. Die aber bereits an dieser Stelle geäußerten Vorbehalte, nämlich zu große Entfernung zu den Schriftgutproduzenten, machte sich auch der Verkehrsverein zu eigen.

Platz für 40 Jahre?

Am 11. Mai 1964 verkündete der damalige Oberstadtdirektor Dr. Werner Peterssen: „Es ist beschlossene Sache, daß das Archiv in den Nebengebäuden des Schlosses Oberhausen eine Bleibe finden wird“. Konzipiert war die gesamte Anlage für eine lange Belegungsdauer: „Archiviert man nach der herkömmlichen Art weiter und rechnet man für jedes Jahr einen Bedarf von 32 Metern, würde der Platz im Schloß also für rund vierzig Jahre ausreichen“. Diese Prognose des damaligen Oberstadtdirektors hat sich jedoch nicht verwirklicht.

Bereits heute, d. h. 15 Jahre nach Einzug in das Schloß, ist die Gesamtregalfläche von ca. 1750 Metern mit Archivmaterial mehr als gut gefüllt, sind sämtliche Ecken mit Kästen und Schränken vollstän-

dig ausgefüllt. Dabei ist noch nicht berücksichtigt, daß das Stadtarchiv nur zu einem kleinen Teil die Aufgabe eines Zwischenarchivs erfüllt, in dem alle Akten zunächst so lange aufbewahrt werden, bis die Aufbewahrungsfristen abgelaufen sind und sie endgültig ins Archiv übernommen werden können. Würde man die im Rathaus untergebrachte Compact-Anlage, die ebenfalls an die Grenzen ihrer Belastbarkeit gestoßen ist, auf archivwürdige Akten durchsehen und nur diese im Stadtarchiv einlagern wollen, die Folgen wären im Augenblick nicht auszudenken.

Deshalb bleibt keine andere Möglichkeit, als daß man sich in absehbarer Zeit auf einen erneuten Umzug einrichten muß, zumal die beengte Situation im Gesamtbereich des Schlosses zu neuen Überlegungen zwingt. Nicht zuletzt auch die Entwicklung der Sammlung Ludwig, eine Aufwertung der Gastronomie und eine vermehrte Nutzung des Schloßinnenraumes ma-

chen es notwendig, über eine Gesamtkonzeption nachzudenken, die den hervorragenden Standort des Schlosses am Eingang zum Kaisergarten würdigt und zusätzlich attraktiv macht.

Für das Archiv bietet sich möglicherweise eine Zusammenarbeit mit dem Rheinischen Industriemuseum an, das seine Zentrale auf dem Altenberg-Gelände einrichten und für sein Magazin zur Zeit in Verhandlungen um das Hauptlagerhaus an der Essener Straße, dem historisch bedeutsamen Behrensbau, steht. Hier könnte sich ein neuer Standort für das Archiv abzeichnen, der nicht zuletzt durch die Konzeption der Essener Straße als Allee der Industriekultur im Rahmen der Internationalen Bauausstellung Emscherpark aufgewertet würde.

Die Geschichte der Stadt Oberhausen wurde entscheidend durch die Industrie geprägt. Das Archiv beherbergt die Quellen, die dieses „Gesicht“ Oberhausens konturieren. Der nun in Betracht gezogene neue Standort würde auch vom äußeren Rahmen her diese Konturen unterstreichen.

Vielleicht bald ein neues Domizil für die Akten: Der Behrensbau an der Essener Straße.



BLICK ZURÜCK AUF 1990

HELMUT KAWOHL



Ein Bleiberecht forderten die Roma und Sinti auf ihrem Marsch durch Oberhausen



Viel Arbeit für die Feuerwehr nach den Orkanen zu Jahresbeginn

Die vielfältigen Kontakte und Aktivitäten mit der dritten Partnerstadt Freital im heutigen Bundesland Sachsen, die Unterkunft und Versorgung der Asylbewerber, die Diskussionen um das Stadttheater, um den Bau einer Sondermüllverbrennungsanlage und um ein neues Einkaufszentrum in Sterkrade, die Asbestproblematik in Schulen und Kindergärten, die Neubesetzung entscheidender Positionen in der Verwaltungsspitze, die Bemühungen der Stadt, ein bedeutendes Umweltzentrum zu werden, der Start des privaten Rundfunks, die Landtagswahl im Mai und die Bundestagswahl im Dezember – dies war der Stoff, der 1990 in Oberhausen die Schlagzeilen bestimmte.

Doch es geschah natürlich noch viel mehr, schließlich ist eine Stadt nie fertig, sie wächst und entfaltet sich stets durch die Menschen, die in ihr leben. Kurbeln wir das Jahr 1990 zurück, erinnern wir uns. Lassen wir noch einmal Revue passieren, was sich unter dem „schrägen O.“ ereignet hat. Der Dezember 1990 konnte nicht mehr berücksichtigt werden, wird aber im Jahrbuch '92 beleuchtet.

JANUAR

18 Minuten ist das neue Jahr alt, als Tobias Schmidt als erster Nachwuchsbürger '90 das Licht im Kreißaal des Ev. Krankenhauses erblickt; der Baby-Boom hält an: weitere 3.000 folgen bis zum Jahresende · Burkhard Drescher nimmt als Nachfolger von Stadtdirektor Hans Seves seine Tätigkeit im Rathaus auf; bereits im Oktober wird der Rat der Stadt den 39jährigen als Nachfolger von Dieter Uecker zum neuen Oberstadtdirektor wählen · Karnevalisten verleihen den „Eulenorden“ an die Landtagsabgeordnete Hildegard Matthäus und an NW-Finanzminister Heinz Schleußer · Dritte Städte-Ehe wird im Freitaler Rathaus vereinbart · Umweltskandal im Hiesfelder Wald: Verbotene Einleitungen töten Leben im Buchenbach · Operngala mit Star-tenor Siegfried Jerusalem anlässlich „125 Jahre Stadtparkasse“ · Der erste schwere Sturm „schaffte“ auch das Musikzelt am Stadion Niederrhein · 800 Sinti und Roma machen auf ihrem friedlichen Protestmarsch für ein Bleiberecht in Oberhausen Station und übernachten in einer Sporthalle.

FEBRUAR

Bürgerinitiative gründet „Freundeskreis Freital“ · NW-Minister Prof. Dr. Reimut Jochimsen gibt im „Dom“ auf dem Gelände der Zechen Osterfeld Startschuß für das medien-technologische Zentrum · Sturzflut setzt Theater matt: Sprinkleranlage ergoß Wassermassen auf die Bühne – Vorstellungen abgesagt · Elly-Heuss-Knapp-Stiftung in neuem Glanz: In vier Jahren vier Millionen für Umbau und Renovierung der Häuser ausgegeben · 41 Meter hoher Kohlenturm der stillgelegten Kokerei Osterfeld aus dem Jahre 1927 wird gesprengt · 150.000 Narren beim regnerischen Karnevalszug durch die Innenstadt · Erneut heftiger Orkan am Rosenmontag: Windsbraut „Vivian“ legt 284 stämmige Bäume um – „Kleinholz“ im Kaisergarten – Schaden von 2,6 Mio. DM.



Hoher Besuch informiert sich über die Reinigungsanlage für Farbeimer

MÄRZ

Sängerin Lisa Fitz beim Frauenfest in der Luise-Albertz-Halle zu Bürgermeister Berni Oesterschlink: „Berni, könntest Du Dir vorstellen, daß Du auf dem Schoß Deiner Chefin sitzt und ein Diktat entgegennimmst?“ · BGBO-Basketballerinnen schaffen mit Sieg in Neuss Klassenerhalt in der Bundesliga · „Contilack“-Chef Tim Wiegand erhält für den von ihm entwickelten Mehrweg-Farbeimer den 1. Umweltschutz-Preis der deutschen Industrie – die neue Reinigungs-Anlage in Buschhausen geht im September in Betrieb · Lebenshilfe-Projekt: 160 geistig Behinderte finden in neuer Werkstatt Arbeitsplatz · Bundessozialminister Norbert Blüm wird Mitglied im Friedensdorf · NW-Minister Jochimsen eröffnet neues Dienstleistungsunternehmen „Diversa“ auf dem Thyssen-Gelände · Nach 3 Tagen und 3 Nächten im Zug erreicht die erste Schülergruppe aus Saporoshje/UdSSR die Partnerstadt · Schwefeldioxid-Belastung in Oberhausen deutlich gesunken · Streit um Nutzung der Schulturnhalle St. Michael für ein Schützenfest in den Ferien.



Die neue Kufita-Leiterin Angela Haardt bei der Eröffnung des 36. Festivals

APRIL

Wilde Autorennen am „Bero“: 530 jugendliche Chaoten werden später zur Kasse gebeten · Radio NRW geht von der Essener Straße „auf Sendung“ · Stadt und Land steigen in das Projektmanagement für die künftige Nutzung des Thyssen-Geländes ein · IHK bezieht neues Domizil in der ehemaligen MAN-Hauptverwaltung · NW-Ministerpräsident Johannes Rau referiert vor Osterfelder Bergleuten über Leistungen des Landes für die Steinkohle · Früherer Opernsänger des Theaters wird unter Vorwurf des Mordes und der Beihilfe zum Mord in Auschwitz verhaftet · Polizei ehrt jungen Türken Fuat Abatu, der Kaufhausdieb stellte und sich dabei komplizierten Armbruch zuzog · 36. Internationale Westdeutsche Kurzfilmtage unter neuer Leitung von Angela Haardt – Großer Preis der Stadt geht an Dokumentarfilm über sowjetischen Reformator Boris Jelzin · NW-Minister Klaus Matthiesen übergibt das erste Zentrum für Umweltschutz und Energietechnik an der Essener Straße seiner Bestimmung · Richtfest beim neuen Solebad für den Revierpark Vonderort.



Physik-Nobelpreisträger Prof. Gerd Binnig referierte über „Kreativität“

MAI

Dr. Helmut Wiehn, Vorstandsvorsitzender der Deutschen Babcock AG, geht in den Ruhestand; Nachfolger wird Dr. Heyo Schmiedeknecht · Größter Transport des Friedensdorfes bringt 36 schwerverletzte Kinder aus der Krisenregion um Kabul in die Bundesrepublik · Volleyballer des Tbd. Osterfeld steigen in die Verbandsliga auf · Fast alles beim alten nach der Landtagswahl in Oberhausen: SPD 62,8 vH., CDU 25,7 vH., F.D.P. 4,1 vH., Grüne 4,4 vH. – Stadt künftig mit sechs (bisher fünf) Abgeordneten in Düsseldorf vertreten · Hans Raff, legendärer Trainer der Leichtathletik, stirbt im Alter von 79 Jahren · Physik-Nobelpreisträger Prof. Dr. Gerd Binnig referiert in der Luise-Albertz-Halle über „Kreativität“ · Hotelier Paul Wischermann eröffnet mit „Galerie O.“ am Berliner Platz multifunktionalen gastronomischen Treffpunkt · Ernst „Koschi“ Koschnitzke, Mitglied des Theaterensembles, gibt nach 29 Jahren und mehr als 5.000 Auftritten seine letzte Vorstellung · Ted Herold und Rex Gildo verzaubern die Liricher bei ihrem 1. Volksfest.



Martin Goetze, ein strahlender Sieger beim 40. Rück-Radrennen

JUNI

Pfälzer Weinkönigin eröffnet Winzerfest auf dem Friedensplatz · (Noch-DDR-Fahrer) Martin Goetze gewinnt 40. Auflage des Rück-Radrennens am Pfingstsonntag · Basketballer des TC 69 Sterkrade steigen in die 2. Regionalliga auf · Toller Auftakt zur Sterkrader Fronleichnamskirmes bei idealem Wetter und Ferienbeginn – ein späterer Unfall auf der Achterbahn geht glimpflich aus · LAC-Athlet Hendrik Willems startet über 400 m-Hürden bei der Junioren-WM in Plovdiv (Bulgarien) · Erich Meinike, von 1969 bis 1982 SPD-Abgeordneter im Bundestag, geht als Leiter des Sozialamtes in den Ruhestand · Berliner Architektengemeinschaft entscheidet Gestaltungswettbewerb Bahnhofsvorplatz für sich · Hilary Griffiths, 40jähriger Engländer, wird neuer Musikdirektor am Theater · Schwestern des Dominikanerordens feiern im Vincenzhaus das 100jährige Bestehen · Friedhelm Rebel, seit 1969 Leiter des Ordnungsamtes und über 20 Jahre „Betreuer“ der Sterkrader Fronleichnamskirmes, geht in Pension.



Mit südländischem Temperament wurde der WM-Titelgewinn in Italien gefeiert

JULI

„Saure-Gurken-Zeit“ bei der Presse: WAZ Mann ‚hesto‘ befreit Anwohner der Beethovenstraße von giftiger Schlange im Hausgarten · Titelgewinn bei der Fußball-Weltmeisterschaft wird in Oberhausen stürmisch bejubelt: Hupende Autokorsos – Kreuzungen „dicht“ · Ausiedler ziehen in neue Wohncontainer in Barmingholten · Silke Schlautmann von der Kanusportabteilung des TC 69 Sterkrade gewinnt mit der bundesdeutschen Mannschaft die Junioren-Wildwasser-Weltmeisterschaften in der Schweiz · Schwulenparty „Gaymes“ im Music-Circus-Ruhr erregt die Gemüter in der Stadt · „Café Lux“ neuer cineastischer Treffpunkt an der Helmholtzstraße · Verkehrsverein unternimmt 1. Bürgerreise nach Freital · Sommerschlußverkauf verspricht Handel gute Umsätze.



Gegen die „Hundstage“ dieses Sommers half nur Kaltes

AUGUST

Die Stadt leidet unter den „Hundstagen“ – bei Temperaturen um 35 Grad steigt die Ozonkonzentration bedrohlich · Music-Circus-Ruhr eröffnet in Dresden größte (Noch-)DDR-Disco · Bürgerbefragung: Autoabgase und Verkehrslärm Problem Nr. 1 · Stadtkämmerer sorgt sich um Anstieg der Personalkosten und freut sich über höhere Gewerbesteuererinnahmen · Heißluftballon „Ottifant“ Star beim Sterkrader Spiel- und Sportwochenende · Slowake Jan Meszaros neuer Trainer bei den Bundesliga-Basketballerinnen der BGBO · „Rote Rosen“ von Freddy Breck beim 6. Ruhrfest des Alstadener Bürgerrings · IHK-Bilanz: Industrie in Oberhausen erzielt prächtiges Umsatzplus · Revier-Oberbürgermeister sehen sozialen Sprengstoff: Städte sind Ansturm von Aussiedlern und Asylbewerbern nicht mehr gewachsen · Museum Eisenheim dokumentiert Kampf um Erhalt der Siedlung in Ausstellung · Sozialminister Hermann Heinemann spricht auf 1. Oberhausener Konferenz „Beschäftigung und Qualifizierung“.



Der OTHC erreichte 1990 erstmalig die Bundesliga-Aufstiegsrunde.

SEPTEMBER

„Antenne Ruhr“, das neue lokale Radio für die Städte Oberhausen und Mülheim, geht auf Sendung · Feurige Karibik-Show beim Osterfelder Stadtfest · Förderverein für Institut „Umwelt- und Sicherheitstechnik (UMSICHT)“ gegründet · Beim Abtransport der amerikanischen C-Waffen wird nicht die Route über Oberhausener Gebiet gewählt · 4. Gastronomische Meile auf dem Friedensplatz lockt auch Nachbarstädter · Zentrale des Rheinischen Industriemuseums auf dem Gelände Altenberg gerät in Diskussion · OTHC richtet im Kaisergarten Aufstiegsrunde zur Tennis-Bundesliga der Herren aus – durch 4 : 5-Niederlage gegen Club an der Alster Hamburg Sprung in die höchste Spielklasse verpaßt · Stadt und Theaterintendant Dr. Fritzdieter Gerhards trennen sich · Weltkindertag: Stadt bekommt einen Kinderbeauftragten · Rat der Stadt wählt Jochen Konopatzki zum neuen Beigeordneten – Dezernent Claus Gercke tritt in den Ruhestand · Förderkreis Oberhausener Leistungs- und Spitzensport wird gegründet.



„Aufsteiger des Jahres“ · Der neue Oberstadtdirektor Burkhard Drescher

OKTOBER

Fünf Jahre Frauenbüro bei der Stadt · Chancen für Raumfahrt-Projekt im Concordia-Schacht VI steigen · Vier Schwimmklubs „vereinen“ sich zu einer großen Startergemeinschaft · Feierlicher Rahmen im Ebertbad, Volksfest davor: Feier zur deutschen Vereinigung mit Gästen aus Freital · Neuer Brunnen für den Holtener Marktplatz · Rat der Stadt wählt 41jährigen Werner Kolter aus Unna zum ersten Umweltschutz-Dezernenten · Großzügige Spenden der IHK und der Firma Lenord & Bauer für eine Toranlage im Schloßinnenhof · Grubenlampe als Gastgeschenk für den König von Tonga · Weibliche A-Jugend von GW Holten wird Westdeutscher Meister im Judo · MAN GHH gibt weiter mächtig Gas für den Strukturwandel · Bundesverdienstkreuz für Ex-Superintendent Walter Deterding · Behinderten-Sportgemeinschaft Sterkrade holt viermal „Gold“ bei Deutschen Meisterschaften im Tischtennis · Trauer um Willy Jürissen: Oberhausens erster Fußball-Nationalspieler, der im Tor zu sechs Länderspieleinsätzen kam, stirbt im Alter von 78 Jahren.



Trotz Regen 600 Teilnehmer beim 5. Friedenslauf durch die City

NOVEMBER

Arbeitslosenquote auf 10,9 vH. gesunken · Klaus Altena, Mitglied des Oberhausener Rudervereins, wird in Tasmanien Weltmeister im Leichtgewichts-Vierer · 600 Teilnehmer, darunter viele Rollstuhlfahrer, beim 5. Friedenslauf durch die City · Schüler des Elsa-Brändström-Gymnasiums gestalten am Volkstrauertag einen „Friedenssonntag“ in der Gedenkhalle · Zwei Oberhausener Geiseln dürfen nach der humanitären Aktion von Willy Brandt aus dem Irak ausreisen – ARD-Korrespondent Marcel Pott spricht in der Sparkasse über die gefährliche Krise am Golf · Architektur-Forum auf Burg Vondern · IG Metall ehrt 184 Jubilare · Kunst-Turn-Team verpaßt Aufstiegsrunde zur 2. Bundesliga · Planungsdezernent Dr. Hoefs kündigt mit Blick auf den neuen Verkehrsentwicklungsplan einschneidende Änderungen für die Oberhausener Verkehrspolitik an · Nach 28 Jahren das „Aus“ für die Drahtstraße 2 der Thyssen-Stahl AG · St. Elisabeth-Krankenhaus feiert 125jähriges Bestehen.

DIE SZENE GESTÜRMT

*Der „S“-Club der
Stadtsparkasse ist
eine heiße Sache*

Einen solchen Marsch, wie ihn der Wettergott zum ursprünglichen Termin der großen Eröffnungsfete blies, hätte sich das junge ‚S‘ ausgerechnet im Jubiläumsjahr, 125 Jahre Stadtsparkasse Oberhausen‘ nun wahrlich nicht träumen lassen. Mit mehr als 140 Stundenkilometern rasten die Sturmböen des spätlauen Winters über Oberhausen hinweg und fegten im wahrsten Sinne des Wortes auch die poppige Gala mit den Teenie-Stars Sydney Youngblood und Ice MC auf einen späteren Zeitpunkt, da der Music Circus Ruhr erst einmal wieder zusammengeflickt werden mußte. Immerhin gab es da schon ein paar hundert junge Oberhausener, die mit einem glitzernden Holografie-Ticket bei stark ermäßigtem Eintrittspreis zur Taufe des jüngsten Szene-Sprosses ins Rockzelt eilen wollten: Zunächst einmal allerdings standen die Naturgewalten dem „S-Club“ Pate, einem in der Region bis dahin einmaligen Ange-

bot, das die Stadtsparkasse Oberhausen seit dem 15. Januar jungen Leuten so zwischen 13 und 18 offenbarte.

„S-Club“, dahinter verbirgt sich die Startrampe praktisch in das gesamte Freizeit- und Kulturangebot für junge Menschen. In den Clubräumen an der Saarstraße 61 werden eigene Veranstaltungen organisiert, mit Kooperationspartnern werden Ideen ausgebrütet, hier trifft das Team der Stadtsparkasse auch Vorbereitung für Fahrten zu großen Veranstaltungen in ganz Nordrhein-Westfalen. Ob die Kufenakrobaten der Düsseldorfer EG den Puck über das berühmte Eis an der Brehmstraße jagen oder gemeinsam mit dem Automobilclub Oberhausen ein listenreicher Kartslalom abgesteckt wird, ob Marius Müller-Westernhagen im Gelsenkirchener Parkstadion, Madonna in Köln und Prince in der Dortmunder Westfalenhalle ihre Fans verzaubern, ob die Besatzung des Star-

light-Express‘ über das Bochumer Parkett tanzt und rollt, ob sich junge Leute im Squash-Wettstreit messen oder in Zusammenarbeit mit dem Stadtjugendamt die Tennisschläger bespannt werden, ob bei der WAZ in Essen das Wachsen einer Tageszeitung bis zur druckfrischen Ausgabe verfolgt oder am Düsseldorfer Flughafen dem Jet-Set ins Cockpit geschaut wird, der Hologramm-Ausweis war und ist Ticket. Mal zum Nulltarif, mal zu vergünstigtem Eintritt, mal schlichtweg als Chance überhaupt, ohne eigenes Zutun an Großereignissen teilnehmen zu können, die oft schon ausverkauft sind, bevor sie sich bis nach Oberhausen ’rumgesprochen haben.

Daß nicht nur „King Kong“ oder die „Toten Hosen“ zu Highlights zählen müssen, bewies ein nostalgischer Rückblick auf die frühen Sechziger Jahre, den der „S-Club“ gemeinsam mit dem Star Club im ehemaligen Europa-Palast inszenierte. Zwei Wochen lang waren dort Kostbarkeiten aus dem Kölner Beatles-Museum ausgestellt, die das Phänomen der erfolgreichsten Musikgruppe aller Zeiten zu ergründen suchten. Begleitet wurde diese „Beatlemania“ in der zweiten Maihälfte von Konzerten, die Achim Reichel und die „Rattles“ nach Oberhausen holten, auch Alt-Rocker Tony Sheridan, dem die Beatles zu Hamburger Star Club-Zeiten als Begleitband dienten.

In den Herbstferien lockte der „S-Club“ mit einem sportlichen Freizeithammer an die südlichsten Gestade des europäischen Kontinents. Zu einem absoluten Dumpingpreis gingen junge Leute mit ihrem Club auf Tour gen Spanien, um in La Manga 90 Kilometer südlich von Alicante zu erlernen, auf Surfbrettern die sanften Wogen des



Mittelmeeres in vorbildlicher Haltung zu durchschneiden.

Neben den herausragenden Einzelveranstaltungen programmiert der „S-Club“ seit dem 15. Januar 1990 aber auch eine Vielfalt kontinuierlicher Angebote. In Workshops wurde mit Keyboards trainiert, der sinnvolle Umgang mit Kosmetika konnte erlernt werden, Airbrush-Workshop, Computer- und Fotokurs waren im Handumdrehen ausgebucht. Für jugendliche Cineasten wurden zusammen mit dem kommerziellen Kino die sogenannten „Cinema Days“ ge-

*Vom 15. 9. bis zum 16. 9. 90
hieß es für 25 S-Club-
Mitglieder „Auf nach
Holland“.*

*Nach der Besichtigung des
Wachsfigurenkabinetts von
Madame Tussaud, lud die
angenehme Atmosphäre von
Amsterdam zu einem kleinen
Stadtbummel ein.*

*Am Strand von Noordwijk
kamen den Clubmitgliedern
viele gute Ideen, die Zeit bis
zur Rückfahrt nach Ober-
hausen zu vertreiben.*



schaffen, die „S-Club“-Mitgliedern etwa zweimal pro Monat den Besuch neu angelaufener Filme gleich am ersten Vorführungstag ermöglichen, darunter fast schon zu Jugend-Kultfilmen gewachsene Leinwandepen wie „Guck’ mal, wer da spricht“, „Geboren am 4. Juli“ oder der dritte Teil von „Zurück in die Zukunft“.

Freizeitgestaltung bedeutet für die junge Stadtparkasse aber nicht nur Unterhaltung, nicht nur Rock, Pop, Sport, Disco, Kabarett, Theater und Kino. Freizeit aktiv, das kann und muß auch Weiterbildung sein. So schärfte eine Informationsveranstaltung mit „Greenpeace“ kriti-



Die Lage dieser Bildungseinrichtung inmitten einer naturnahen und artenreichen Teich- und Moorlandschaft schaffte geradezu ideale Voraussetzungen, den S-Club-Mitgliedern über die Information hinaus, die unmittelbare Anschauung von Natur und das Erlebnis eigener Beobachtungen zu vermitteln. „Eine überaus gelungene Veranstaltung“ bescheinigten die interessierten Teilnehmer dem S-Club.

In den Herbstferien startete der S-Club zusammen mit dem Jugendamt der Stadt Oberhausen und dem Sportsportbund Mülheim in Richtung Süden. Rund 20 S-Club-Mitglieder hatten die Möglichkeit, in dem Surfer-Paradies „La Manga“ (ca. 90 km südlich von Alicante) die Grundbegriffe des Surfens zu erlernen.

sches Bewußtsein für unsere Umwelt, mit dem Deutschen Bund für Vogelschutz wurden bei Moor- und Nachtwanderungen ökologische Probleme diskutiert. Umweltbrochüren liegen wie viele andere Informationsschriften für die Jugendszene an der Saarstraße 61 ständig aus, wer „Mehr als ein Kreditinstitut“ ist, der eröffnet Perspektiven auch auf das, was kritische junge Leute bewegt. Der „S-Club“ strebt gezielt die Zusammenarbeit mit allen Einrichtungen, Verbänden und Organisationen an, die sich irgendwie in der Jugendszene engagieren, ist da zunehmend auch ein fördernder Partner.

Ständige Informationen über alle Angebote bietet die alle zwei Monate erscheinende Clubzeitung, die Clubräume sind von montags bis freitags zwischen 10 und 16 Uhr geöffnet, das „S-Club“-Team erteilt aber auch am Aktionstelefon 834-2525 alle erforderlichen Auskünfte, nimmt dort Anmeldungen entgegen. Mehr als 2000 junge Leute besitzen inzwischen den Hologramm Ausweis, der sie eine ganze Mark pro Monat kostet. Eine heiße Sache, diese Clubkarte, im September und Oktober allerdings wurde sie eiskalt. Da nämlich konnte von Club-Mitgliedern im Eiscafé Cesca an der Mülheimer Straße an allen Dienstagen für zehn Mark Eis bis zum Abwinken gegessen werden.

Irgendwie war die tosende Patenschaft des „S-Clubs“ schon symbolisch für das, was dann kommen sollte: In Windeseile wurde die Hologramm-Karte zum Szene-Tip in Oberhausen. Und endlich wurde ein Superding auch mal von hier aus über die Stadtgrenzen geblasen. Stadtparkassen umliegender Kommunen, so ist zu hören, folgen dem Beispiel der jungen Oberhausener Stadtparkasse.

Das Jahrbuch „Oberhausen '91“ – wie seine sieben Vorgänger ein unterhaltsames Spiegelbild des Geschehens und des Lebens in dieser Revierstadt. Journalisten aus Oberhausen sind erneut vielen interessanten Themen aus Geschichte, Gegenwart und Zukunft in dieser Stadt auf den Grund gegangen.

Entstanden ist wieder ein wertvoller Band für dieses seit 1984 erscheinende „Oberhausener Archiv“, der zugleich das neue Selbstbewußtsein dieser Stadt im Wandel dokumentiert.



Plitt-Verlag, Oberhausen